Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.

Villa Falconieri.

Von

Richard Voß.

Zweiter Band.

Engelhorns

Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis pro Band 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb. 75 Pf.

„Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek“, die nun in ihren dreizehnten Jahrgang tritt, hat nicht nur von Jahr zu Jahr an Beliebtheit und Verbreitung zugenommen, sondern auch an litterarischer Bedeutung gewonnen, so daß es nicht zu viel gesagt ist, wenn man sie heute

einen Sammelpunkt der ersten lebenden Romandichter der Weltlitteratur

nennt. — Die „Deutsche Dichtung“ schreibt darüber:

Es ist auch in Deutschland möglich, dem Publikum gute Bücher zu billigem Preis zu bieten und dabei weder die Autoren, noch die eigenen Interessen zu kurz kommen zu lassen, nur gehört Wagemut und geschäftliche Tüchtigkeit dazu — das ist die Lehre, die der deutsche Verlagsbuchhandel aus dem Erfolg von „Engelhorns Allgemeiner Romanbibliothek“ ziehen kann, und hoffentlich auch, sofern er sich auf seinen Vorteil versteht, in immer größerer Auswahl ziehen wird. Als der rührige Stuttgarter Verleger vor zwölf Jahren zuerst die bekannten ziegelroten Bändchen — durchschnittlich zehn Bogen guter Ausstattung — zum Preise von 50 Pfennigen in die Welt sandte, begriff man gar nicht, wie der Mann dies leisten könne; schon die „Kollektion Spemann“, von welcher der Band eine Mark kostete, war dem Publikum, wie den Verlegern als unerhörtes Wagnis erschienen, und nun gar dasselbe — nur den Einband abgerechnet — für die Hälfte! Heute, nach zwölf Jahren, ist die „Allgemeine Romanbibliothek“ so bekannt und verbreitet, daß eine Empfehlung des vortrefflichen Unternehmens fast überflüssig erscheint.

Eröffnen werden wir den neuen Jahrgang mit dem vorzüglichen Roman:

Villa Falconieri von Richard Voß.

Zwei Bände.

Mit wahrhaft berauschender Glut der Schilderung zaubert uns der berühmte Dichter in seinem prächtigen Roman den Frühling der Campagna di Roma und des Albanergebirgs mit seiner märchenhaften Blumenfülle vor Augen, und mächtig ergreift uns das Schicksal der Menschen voll echter Leidenschaft, die er in dieser großartigen, stil- und stimmungsvollen Umgebung lieben und leiden läßt.

Daran anreihen werden sich nicht nur ausgezeichnete Romane ausländischer Autoren, sondern auch bedeutende Arbeiten **deutscher Schriftsteller ersten Ranges**, so z. B. von

Hans v. Hopfen, A. v. Roberts, Ernst v. Wolzogen, Charles de Berkeley, Brada, Gyp, Pierre Loti, Georges Ohnet, Edouard Rod, Léon de Tinseau, H. H. Boyesen, B. M. Croker, Helen Mathers, R. H. Savage, E. de Amicis und anderen.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von **50 Pf.** für den broschierten und **75 Pf.** für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.
Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Wassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Vornehme Gesellschaft. Von H. Aïdé. Aus dem Englischen.
Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus d. Englischen.
Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Schiffer Worse. Von Alex. Kielland. Aus dem Norwegischen.
Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus d. Französ.
Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Helene Jung. Von Paul Lindau.
Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus d. Span.
Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Lise Fleuron. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey. (M. Bernhard.)
Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Engl. 2 Bde.
Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus d. Englischen. 2 Bde.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.
Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus d. Französ. 2 Bände.
Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus d. Englischen.
Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Savelis Büßung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus d. Französ. 2 Bände.
Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.
Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.
Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.
Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Hanna. Von Heinr. Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.
Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französ.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französ.
Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Gute Kameraden. Von H. Lafontaine. Aus dem Französischen.
Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norweg.
Zita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Erbschaft Xenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Kinder des Südens. Von Rich. Voß.
Daniele Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Die Herz-Neune. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen.
Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Kinder der Excellenz. Von Ernst v. Wolzogen.
Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. Aus dem Ital.
Der Nabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der kleine Lord. Von F. H. Burnett. Aus dem Englischen.
Der Prozeß Froideville. Von André Theuriet. Aus d. Französischen.
Stella. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von Hans Hopfen. 2 Bände.
Der Unsterbliche. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Lady Dorotheas Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.
Marchesa d'Arcello. Von Memini. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.
Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.
Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Schnee. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Jean Mornas. Von Jules Claretie. Aus dem Französischen.
Auf der Fährte. Von H. F. Wood. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Satisfaction. — Das zersprungene Glück. — La Speranza. Von Alexander Baron von Roberts.
Die Scheinheilige. Von Karoline Gravière. Aus dem Französischen.
Doktor Rameau. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.
Frau Regine. Von Emil Peschkau.
Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen.
Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Dosias Tochter. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Numa Roumestan. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Jack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen.
Mr. Barnes von New-York. Von A. C. Gunter. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gertruds Geheimnis. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Letzte Liebe. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Sabinerin. — Felice Leste. — Die Mutter der Catonen. Von Richard Voß.
Mia. Von Memini. Aus dem Italienischen.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Dreizehnter Jahrgang. Band. 2.

Villa Falconieri.

Die Geschichte einer Leidenschaft

von

Richard Voß.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1896.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Viviane.

„Ach wie bin ich ungeduldig! Meine Zeit wird kommen. Ich glaube ja daran. Aber etwas sagt mir, sie wird niemals kommen. Ich werde mein ganzes Leben mit Warten verbringen. Immer warten ...

„Warten ... warten! ...

„Wen soll ich fragen? Wer wird offen sein? Wer wird gerecht sein?

„Du wirst es sein, meine einzige Freundin; du wenigstens wirst offen sein, denn du liebst mich ... Ja ich liebe mich, ich mich allein ...“

Aus Marie Baschkirtzews Tagebuch.

... Ich lag so krank, so krank!
Du gingst vorüber; jede Hoffnung sank.

K. Stauffer — Bern.

Die Prinzessin von Sora

an die

Herzogin Vere de Vere

Vere-House, London, England.

Frascati, Provincia di Roma,
Villa Taverna-Borghese, am ersten März 1892.

Aber, Madame Charme, herrliche Madame Charme! Was hat Deine allerliebste unwiderstehliche süße Viviane Dir zuleide gethan, daß Du so schrecklich böse auf sie bist? Mit der strengsten Richtermiene Deines platonisch schönen Angesichts schiltst Du sie eine „unverbesserliche Mondaine“; und sie ist doch nur ein armes kleines Ding, ein recht armes kleines Ding!

Uebrigens hast Du gut schelten. Du sitzest in Deinem prächtigen Vere-House; und wenn Du in London bist, so ist in London die Season. Du hast einen himmlischen Mann, der Dich vergöttert, hast zwei engelhafte Kinder, die Du anbetest; Du wirst verehrt, bewundert, gefeiert; Du wirst gefürchtet, gehaßt, geliebt; Du bist unheimlich geistreich, erstaunlich tugendhaft; und vor allem bist Du vom Scheitel bis zur Sohle Madame Charme!

Und ich — — Was habe ich?

Einen Gatten, den ich, wie ich beschwören kann, niemals auch nur für eine Sekunde adorierte, und keine Kinder — Gott sei Dank, keine Kinder! Gott sei inbrünstiger Dank

mein Leben lang ... Für diesen Mangel an allem Glück besitze ich allerdings Smaragden, die fast noch größer sind als der berühmte Schmuck unserer schönen Königin.

Was bin ich?

Ein Kind von zweiundzwanzig Jahren, das sich selbst leidlich hübsch findet, mitunter ziemlich liebenswürdig sein kann; das nicht grade dumm, aber unausstehlich kapriziös ist. Dabei sehr elegant, wirklich wundervoll elegant! Resumé: Viviane, Prinzessin von Sora, ist ein kleines süßes Ding; ist ein wunderliches tolles Geschöpf; ist ganz und gar grande dame; ist durch und durch eine herzbestrickende, jedoch vollkommen herzlose Thörin; ist halb Sphinx, halb Sirene, bald Engel, bald Teufel; ist — „nehmt alles in allem“ — vom Scheitel bis zur Sohle ein Weib!

Und mit so vielen weltlichen Eigenschaften ausgestattet, soll ich, wie Du mir vorwirfst, eine absolut unverbesserliche Mondaine sein?

Weshalb sollte ich mich bessern?

Nur deswegen, weil ich bin, was ich bin?

Ich besitze nicht nur meine echte Evanatur; ich habe auch den Mut, meine Natur aller Welt zu zeigen:

„Voilà une femme!“

Und weswegen sollte meine Natur nicht von A bis Z mondaine sein, da ich es sicher bereits im Mutterleib war?

Wurde ich denn für etwas anderes erzogen, für irgend etwas anderes?

Kam ich etwa zu einem andern Zweck überhaupt auf die Welt?

Laß uns doch um Himmels willen nicht empfindlich sein!

Der einzige Zweck meiner ganzen irdischen Existenz ist: nach Möglichkeit weltlich zu sein. Und einer Frau ist vieles möglich.

Bist Du entsetzt?

Madame Charme, philiströse wunderliche kluge Madame Charme — denke doch!

Meine Eltern steckten mich freilich ins Kloster. Dort war es schön; denn dort warst Du!

Madonna mia, wie unschuldig glücklich wir waren! Begreifst Du heute, daß ein Mensch so unschuldig und so glücklich sein kann? Wie ein junges niedliches Tier ... Welche Träume wir nicht hatten, wonach wir uns nicht sehnten, worauf nicht hofften? Auf Wunderdinge. Unter diesen befand sich auch ein gewisser junger distinguierter Mann von angenehmem Aeußern, von dem wir rasend geliebt wurden, den wir rasend wieder liebten. Zu dumm!

Wir hatten Ideale ... O Gott!

Endlich fort aus dem Kloster, fort von den frommen, guten einfältigen Schwestern. War das eine Seligkeit!

Die große Welt, die ganz große Welt! ... Zugleich die Welt wie sie ist; und nicht, wie sie zu sein scheint: die unerbittlich grausame Welt der Wirklichkeiten.

Eine gute Realistin steckt übrigens zum Glück in mir. Evviva la Realità!

*

Wundervolle Realitäten waren auch die ersten Toiletten von Worth, war die erste Cour, die Vorstellung bei den Majestäten, die gnädige Anrede der Königin. Dann Visiten, Korsofahrten. Folgten Oper, französisches Schauspiel, Bälle, Routs. Folgten die Wettrennen in der Campagna und die Feste im Quirinal, die heiligen Funktionen in der Sixtinischen Kapelle. Und überall und immer Schmeichelei, Heuchelei, Lüge — die freche häßliche ekelerregende Lüge der Gesellschaft.

Sie war auch eine absolute Wirklichkeit ...

Sehr frühzeitig dann die Entdeckung: Du bist schön! Zugleich die Ahnung von allem, was eine schöne Frau bedeutet und vermag — was überhaupt die Frau ist.

Damit Erkenntnis.

Und mit der Erkenntnis keine Unschuld mehr, keinen Glauben mehr, keine Illusionen mehr, kein Glück.

Plötzlich siehst Du einen, irgend einen! Und dieser eine, einzige —

Aber das läßt sich nicht sagen. Es ist auch so traurig. So traurig und so kurz. Kaum ein scheuer Blick Aug' in Auge; kaum ein leises bebendes Wort. Es genügt, um Dir ein Erschauern durch Deine ganze Seele zu geben, Dich in einen Taumel, einen Rausch zu versetzen, Dir einen Anfall von Tollheit zuzuziehen. Doch alles ist sogleich wieder vorbei — alles!

Und das für zeitlebens . . .

Gegen Ende Deiner ersten Saison bist Du bereits verlobt — natürlich mit einem andern, vielleicht mit dem ersten besten. Du kennst diesen Mann, dessen Weib Du werden sollst, so gut wie gar nicht.

Es ist Dir auch einerlei.

Und das ist von allem das Traurigste.

Glückwünsche, Visiten: als „glückliche Braut". Der Trousseau. Das ist wundervoll! An der Stickerei des Brautschleiers arbeitet ein halbes Dutzend armer bleicher Mädchen. Wenn die Herrlichkeit fertig ist, wird sie im Palais ausgestellt und die Zeitungen bringen eine genaue Schilderung. Man beneidet Dich. Wie glücklich Du sein mußt!

Die Hochzeit. Die Hochzeit mit einem Fremden.

Häßlich, so häßlich!

Die Ehe. Die Ehe mit einem ungeliebten Manne.

Trostlos, so trostlos!

Und Du hast noch immer Deine junge thörichte unersättliche unsinnige Sehnsucht.

Das ist das Trostloseste!

Und dann?

Eine Oede, eine Leere, ein Nichts.

Und dann schiltst Du mich „eine unverbesserliche Mondaine"! Wenn man versucht, die Leere mit etwas auszufüllen: mit irgend etwas!

Da Du einmal leben sollst, mußt Du wenigstens leben können.

O, Madame Charme! Du unverständig-weise, böseliebe Madame Charme!

*

Ist das nicht artig von Deiner niedlichen Viviane, daß sie alle ihre Sünden zu Dir trägt?

Ich sage Dir: meine Sünden werden einstmals Legion sein. Doch Du bist ein Meer von Erbarmen.

Ich will sündigen, damit Du Dich üben kannst, barmherzig zu sein.

*

Uebrigens hat Deine „Unverbesserliche" nicht einmal mit den Wimpern gezuckt, als wir schon jetzt, beinahe mitten im Winter, in Villeggiatur gingen: „aus Rücksichten für meine stark angegriffene Gesundheit". Ich huste nämlich seit Ende des Karnevals und färbe mitunter das Taschentuch mit einem höchst interessanten Rot. Mein tief besorgter Gatte bestand darauf, mich in meine ländliche Verbannung zu begleiten.

Du siehst, wir können auch ritterlich sein.

Zum Glück liegt die Villa Taverna nur eine Viertelstunde von Frascati; und Frascati mit der Bahn nur fünfundvierzig Minuten von Rom. Mein tief besorgter Gatte kann also bequem in einem gewissen, entzückend möblierten Villino vor der Porta Pia soupieren und sich am nächsten Tage beim Lunch nach meinem Befinden erkundigen.

Auch beginnt schon im April, gleich nach den Rennen bei den Capannelle, die Wachteljagd.

Was mich betrifft, so will meine Kammerfrau, für die ich — trotzdem sie eine echte Pariserin ist — beinahe eine Heldin bin, einige neue Frisuren probieren.

Also ist hier draußen auch für meine Zerstreuung hinreichend gesorgt.

*

Ob ich lese?

O ja!

Was ich lese?

Natürlich Romane! Französische Romane — natürlich! Könnte eine Mondaine überhaupt etwas anderes lesen?

Ich habe bei meiner Lektüre eine interessante Entdeckung gemacht:

Wir Ehefrauen der großen Welt sind lediglich deshalb verheiratet worden, um früher oder später die Ehe zu brechen.

Es kommt nur darauf an, mit wem? Und das ergibt gewöhnlich ein Zufall.

Sollten wir jedoch das Unglück haben, plötzlich unser Herz zu entdecken und einen andern Mann von ganzem Herzen zu lieben — was sage ich? Einen andern Mann anzubeten, für ihn zu verderben und zu sterben, so nützt uns — jetzt gib wohl acht! — so nützt uns, damit wir wieder geliebt werden und womöglich wieder geliebt bleiben, weder unsere Schönheit, noch unsere Güte; weder unsere Empfindung, noch unsere Liebesgewalt. Nicht das allergeringste nützen sie uns!

Denn dergleichen sind für den modernen Mann Empfindsamkeiten, Geschmacklosigkeiten, Unbequemlichkeiten.

Aber — Du gibst doch gut acht? — der von uns geliebte Mann wird uns wieder lieben, wird uns „ewig" lieben, uns endlos begehrenswert finden, wenn — wir die Kunst, zu lieben, verstehen: l'art de l'amour! Ich muß es wirklich französisch sagen ... Auf unsere Capricen kommt es an, auf unsere Koketterieen, auf unsere kleinen und großen Raffinements. Lediglich darauf!

Nicht unsere Anmut und unser Geist sind maßgebend; sondern der Esprit, mit dem wir Konversation machen, die Grazie, mit der wir in unserem Salon empfangen. Bist Du nichts anderes, als eine liebenswürdige und dabei anständige Frau, so wirst Du in diesem Liebeskampfe rettungslos verloren sein; siegen darin wirst Du mit Hilfe Deiner exquisiten Parfüms, Deiner fascinierenden Negligés, Deines ganzen perfekten — oder perversen Chic.

Ob wir eine schwarze oder blaßrote Corsage tragen, kann unser Schicksal entscheiden; und die Art, mit der wir durch einen Salon schreiten, unsere Handschuhe knöpfen, unseren Fächer hinlegen, uns in einen Fauteuil schmiegen, kann uns unter Umständen den Geliebten erhalten, oder uns um ihn bringen.

Glaubst Du mir nicht, so frage bei den Franzosen an: sie wissen Bescheid. Sie kennen die Männer und — hélas! — sie kennen uns Frauen.

Kennen sie uns wirklich?

Dina, ach Dina! Wenn sie uns wirklich kennen sollten, wenn wir wirklich so sind, wie sie uns schildern — so müssen sie uns verachten.

Wir werden es nicht besser verdienen.

*

Gestrenge holdselige Beichtmutter — jeden Tag mache ich Dir meine kleine herzige Konfession; und am Ende der Woche packe ich meine ganze irdische Sündhaftigkeit fein säuberlich zusammen, couvertiere und adressiere sie zierlich, drücke mein wunderhübsches Siegel darauf und schicke den ganzen reizenden Pack Weltlichkeit, als kostbares Gut rekommandiert, der Herzogin Vere de Vere nach London. Und ist der dicke dicke Briefe glücklich auf der Post, fühle ich mich aller Sünden los und ledig; denn:

Du absolvierst mich gewiß!

Gefällt Dir mein neues breites Schreibpapier: couleur mauve, mit der Lebensdevise in mattem Taubengrau: „Nichts lieben — nichts glauben!“

Und findest Du die Idee der Kamee auf meinem Siegelring: „Amor mit einem Totenschädel spielend“, nicht gradezu allerliebst?!

Was sagst Du zu meinem letzten Parfüm? Es wird in Paris eigens für mich destilliert und darf nicht in den Handel kommen, was mir, en parenthèse, ein Vermögen kostet. Ich lasse den märchenhaften Duft nach einem alten Rezept herstellen, welches ein blutjunger Gelehrter, der so weise ist, Deine kleine unbedeutende Viviane sinnverwirrend reizend zu finden, in der Vatikanischen Bibliothek aufgestöbert hat. Es soll das Haarwasser der Lucrezia Borgia gewesen sein.

Ist das nicht pikant?

Dir jeden Tag meine bescheidene, aber wahrhaftige

Konfession zu machen, ist mir hier auf dem Lande bereits so zur Gewohnheit geworden, wie dies in Rom meine tagtägliche Korsofahrt war. Auch die Weltlichste von uns muß auf der Welt wenigstens einen — einen Menschen haben, vor dem wir unsere Seele entkleiden können:

Hülle für Hülle, Schleier auf Schleier, bis wir zuletzt dastehen, nackt und bloß, ohne Schande und Scham, so schön oder so häßlich, wie der Himmel uns schuf.

Uebrigens möchte ich mich selbst in diesem tiefsten déshabillé nicht sehen.

Denn trotz all' Deiner Moralpredigten ahnst Du nämlich noch immer nicht, was für ein ungeheuerliches winziges Wesen ich bin.

Es liegt etwas in mir!

Vielleicht etwas sehr Hohes und Herrliches — könnte dieser und jener meinen, vielleicht etwas sehr Schlimmes und Schreckliches — meine ich selbst.

Denn ich selbst werde mir mehr und mehr bewußt, daß ich — aus Neugierde etwa — fähig wäre, irgend eine Unthat zu verüben.

Ich will Dir von meiner Frivolität ein Beispiel geben. Stelle Dir vor: ich hätte einen Menschen unsinnig lieb; und dieser Mensch stürbe; und ich wäre bei seinem Begräbnis halb von Sinnen, ganz in Verzweiflung.

Und an der Leiche dieses geliebtesten aller Menschen fiele mir plötzlich etwas sehr Komisches ein.

Ich bin heilig überzeugt, daß ich laut auflachen würde.

Vielleicht nehme ich tags darauf Gift — vielleicht!

Aber laut auflachen würde ich trotzdem.

Ist das verbrecherisch, oder ist das einfach verrückt?

Ich wünschte, ich könnte Messen lesen lassen aus Dankbarkeit gegen den Himmel, weil ich keine Kinder habe und weil ich meinen Mann verachte.

Es möchte sonst einmal fürchterlich mit mir werden.

Vielleicht besitze ich gar kein Talent zur Liebe, oder zur Leidenschaft. Und Talent muß der Mensch zu allem haben —

selbst zum Glück ... Es würde mich grausen, Entsetzen würde mich packen, sollte ich bei mir plötzlich ein Talent zu einer dieser merkwürdigen Empfindungen entdecken müssen: so, wie ich nun einmal bin!

Eben darum will ich nichts lieben, nichts glauben.

Ich will nicht!

Ich habe solche Angst, weil ich mich kenne und wiederum ganz und gar nicht kenne.

Es ist so unheimlich.

Ich fürchte mich vor mir selbst, als wäre ich mein eigenes Gespenst.

*

Du willst „alles" über die Villa Taverna hören? ...

Ist es nicht vollständig einerlei, wo wir leben? Was bedeutet eine Wohnung, wenn wir doch immer in uns selbst bleiben müssen?

Ich versichere Dich: immer!

Ich möchte mein Haus so einrichten, genau so, wie ich in meiner geheimsten Seele bin, die ich weit weit vor Dir aufschließe — soweit ich eben kann.

Vermutlich würde es dann sonderbar bei mir aussehen; und meine strenge sittsame Madame Charme würde über so viel „Raffinement" bedenklich ihr schönes Haupt schütteln.

Stoffe müßten mich umschimmern, Farben mich umlodern, die — wie könnte ich's nur ausdrücken, damit Du mich verstehst? ... Es müßte wie Musik sein, wie leise, süße, weiche, alle Sinne bestrickende, wollüstige Musik.

Dazwischen grelle Mißtöne, Seufzer, Schluchzen, ein schriller Jammerlaut —

Alles um mich müßte sein wie der Duft einer exotischen Blume: schwer, schwül, betäubend, berauschend, sinnverwirrend, eine brausende Symphonie giftiger Wohlgerüche.

Um nun wieder in die Welt der Wirklichkeiten zurückzukehren, so höre hier einiges über die Villa Taverna-Borghese bei Frascati, zwölf Meilen von Rom.

Es ist ein altes, häßliches, kastenförmiges, jedoch „historisches“ Gebäude; denn irgend ein berühmter Kardinal aus dem sechzehnten Jahrhundert hat das Landhaus gebaut und irgend ein großer Papst aus der Familie Borghese hat es bewohnt. Es gibt, glaube ich, nur einen Borghese, der Papst war? Du weißt, wie ungebildet wir Römerinnen sind.

Das Haus ist ein Durcheinander von Hallen, Zimmern, Sälen und Korridoren; und ein halbes Dutzend amerikanischer Nabobs könnte sich mit all dem antiquarischen Krimskrams seine Paläste ausstatten. Aus meinem Salon ließ ich alles hinauswerfen. Ich ließ den Plafond von Eurem famosen Walter Crane ausmalen, die Wände mit nilgrünem Atlas tapezieren, darin in natürlicher Größe silberne Marienlilien eingewirkt sind, und der abscheuliche Ziegelsteinboden wurde mit einem mattvioletten Smyrnateppich und darüber ausgebreiteten weißen Bärenfellen bedeckt. Mein Diwan besteht in einer mysteriösen Aufhäufung von allerlei Weichem und Warmem, Weißem und Schimmerndem; denn ich werde hier sicher noch im Mai frieren.

Bereits im Kloster waren, wie Du weißt, die stillen bleichen Madonnenlilien meine Lieblingsblumen. Ich schrieb Dir wohl, daß mein Gatte so höflich war, in unserem Palais neben meinem Boudoir ein eigenes Lilienhaus erbauen zu lassen, damit ich den ganzen Winter über von den hohen schlanken frommen Blumen umblüht würde. Unser römischer Gärtner schickt täglich eine Sendung heraus; und ich lasse die Lilien in sehr schönen alten Japaner Bronzen rings um meine Polster aufstellen, so daß Euer himmlischer Burne-Jones selbst Deine blasse wunderholde Viviane als „Madonna unter Lilien“ verewigen könnte. Dazu stelle Dir vor: ich kleide mich jetzt ausschließlich in Weiß; und zwar in einer Manier, die mir gestattet, von mir behaupten zu dürfen: „La mode c'est moi!“

Du willst immer noch mehr über unser neues Frascataner home hören?

Ich entdeckte hier bei mir einen neuen Sinn: den Sinn für Natur.

Lächle nur, boshafte Madame Charme!

Erinnere Dich übrigens, wie ich bereits in unserem Heiligtum über Form und Farbe einer Blume, über die Gluten des Abendrots auf dem schwarzen Stamm einer Steineiche; oder wie unser bunter Klostergarten allmählich in Dämmerung und Nacht versank, gradezu in Ekstase geraten konnte. Und einmal beschrieb ich Dir ein Feld blutroter Anemonen unter silberhellen Oelbäumen so wundervoll, daß Du damals behauptetest: Deine eitle, rein äußerliche, nur an Weltlichkeit denkende, nur für Weltlichkeit lebende Viviane wäre ein Stück atmender Poesie — nur ein Stücklein.

Im Ernst, Liebste! Ich sehe hier nicht allein die fromme Schönheit meiner Lilien; sondern auch die biblische Größe der römischen Landschaft.

Ich bin hier nämlich ganz umgeben von ihrer feierlichen Pracht, darin eingehüllt gleich einer Kaiserin in Purpur.

Wenn ich auf meiner Schwanendecke unter meinen Blumen die Stunden verträume, so erblicke ich durch das breite Fenster in einem fast schwarzen Rahmen von Steineichenzweigen das Bild der weiten weiten Steppe. Sie ruht so stolz unter mir wie ein mächtiger toter Herrscher, und ist so einsam wie ein großer Mensch.

Wunderst Du Dich nicht, was für Gedanken mitunter durch mein Köpfchen gaukeln? Denn was weiß ich kleine Dame aus der großen Welt von einsamen großen Menschen?

Hinter der Villa erstreckt sich ein verwilderter Garten, darin ein Museum von Antiken aufgestellt ist. Ein langer tiefschattiger Weg wird zu beiden Seiten von prachtvollen Sarkophagen besetzt, in denen jetzt Rhododendren und weiße Kamelien blühen. Eine Reihe von allerliebsten Kindersärglein habe ich eigenhändig mit meinen lieben blassen Lilien bepflanzt. Es ist wirklich wunderhübsch.

Der Garten stößt an eine Pinienwiese, die jetzt dicht voll violetter Anemonen steht. Die rotbraunen schlanken Stämme der schönen Bäume erheben sich über dem bunten Teppich wie Porphyrsäulen. Eine Allee uralter Steineichen,

deren Wipfel so ineinander verwachsen sind, daß sie keinen Sonnenstrahl durchlassen, führt, dunkel wie ein Tunnel, durch einen Oelwald am Hause vorbei und in sanfter Steigung hinauf zur Villa Mondragone, einem steinernen Koloß, der über einen wahren Berg von Terrassen wie ein graues Ungetüm hingewälzt liegt. Der Palast ist zu gewaltig, um schön sein zu können.

Schön ist unsere andere Nachbarin, die Villa Falconieri.

*

Heute sollst Du zur Strafe für Deinen Verdacht, daß ich nichts anderes als weltlich sein könnte, allerlei Häusliches erfahren.

Wir haben von unserem Riesentrain nur einen Teil mitgeschleppt, da der Prinz — es ist so geschmacklos, immerfort von seinem „Gatten" zu reden — viel häufiger in Rom als hier ist, und viel weniger ohne den Pariser Küchenchef existieren kann als ich, die ich nur esse, um nicht zu verhungern — wie mancher nur notgedrungen lebt, um nicht sterben zu müssen.

Leider kommen zum lunch und zum afternoon-tea täglich Leute. Man ist nämlich so liebenswürdig, zu behaupten, daß ohne Deine blondhaarige, grauäugige, lilienschlanke, blütenweiße Viviane Rom nicht Rom sei.

Ich lese es Dir, meine süße Herrliche, vom Gesichte ab, wie sehr Du Dich über mein „leider" wunderst: „Leider kommen Leute . . ."

Auch ist es wunderlich! Nichts auf der Welt ist mir so gleichgültig, so langweilig, so unbequem wie die Menschen; und ich könnte doch ohne sie nicht existieren. Ich finde die meisten Frauen der römischen Gesellschaft eitel und dumm, die meisten Männer eitel und brutal. Und bei fast allen kommt es schließlich auf das eine, einzige heraus: auf das Häßliche, das Trostlose, das Gemeine . . .

Dina, Dina! Ist es denn wirklich wahr, daß die beiden Geschlechter die Pole sind, um die die Erde sich dreht?

Also Du siehst, wenn die Prinzessin von Sora nicht

in die Welt geht, so geht die Welt zur Prinzessin von Sora. Und zwar kommt sie mit ihrem ganzen Klatsch, ihrer ganzen Erbärmlichkeit bis in die einsame große herrliche Campagna zu mir heraus.

Ich weiß in der Villa Taverna genau, welche von den Damen der großen Welt ihren zeitweiligen Freund und welche von den Damen der Halbwelt ihren augenblicklichen Besitzer wechselte.

Ich versichere Dich: die römische Gesellschaft ist lediglich die Fortsetzung eines endlosen Romans von Zola.

*

Ich bin wirklich ein gutmütiges Ding — bisweilen wenigstens. Meine Kammerfrau ist nämlich so geschmacklos, mich zu adorieren; und bisweilen gestatte ich ihr, ihre Empfindungen auszudrücken.

Gestern bei der Nachttoilette, als ich mein langes weißes Babykleid anhatte, löste sie mein Haar, wickelte mich darin ein, stellte auf der einen Seite eine von den Lilienvasen neben mich und auf der andern eine hohe brennende Wachskerze. Es war sündhaft; aber ich mußte zu dem Heiligenspielen doch lächeln, worüber meine Pariserin vollends in Entzückung geriet.

Ob ich wohl eitel, sehr, sehr eitel bin?

Hand aufs Herz, kleine Viviane! ... Ich bin überzeugt, du bist eitel, sehr, sehr eitel.

O, Madonna mia!

Und dann wiederum: Nein, nein!

Für wen sollte ich wohl eitel sein?

Etwa für den Prinzen?

Er besticht meine mich vergötternde Kammerfrau und läßt meine Toiletten für seine Maitressen nachmachen; und diese Damen kleiden sich einmal in ihrem Leben wie eine anständige Frau, anstatt daß wir eine von diesen Damen imitieren.

Oder wäre ich etwa eitel für andre Männer?

Ich bin seit meiner Heirat noch keinem Manne begegnet,

der mir nicht — für einen Augenblick wenigstens — in irgend einer Weise widerwärtig erschienen wäre, saß ihm sein Frack auch noch so vorzüglich, sprach er ein auch noch so superbes Pariser Französisch, und waren sonst seine Manieren die eines tout grand Seigneur.

Also bin ich eitel für mich selbst?

Ja, ja und tausendmal ja!

Es gibt auf der Welt eines, was ich unsinnig liebe: Schönheit! Ich werde niemals unglücklich sein können, und zwar aus keinem andern Grunde, weil Unglück etwas Unschönes ist. Wenn ich mein kurzes irdisches Leben — und betrüge es nur die Spanne eines Jahres — mit der allerhöchsten Schönheit ausfüllen könnte, so würde ich dafür meine ewige Seligkeit hingeben.

Findest Du das sehr frivol?

*

Richtig, und die Villa Falconieri . . .

Was ich von ihren Bewohnern weiß, erzählte mir meine Kammerfrau. Meine Quelle ist also grade kein silberheller Waldbach.

Der schöne Landsitz gehört der Prinzessin Lancellotti, die sich rings um Frascati eine kleine römische Provinz zusammengekauft hat. Sie ist eine vortreffliche Regentin. Denn die Dame ist nicht nur die liebenswürdigste, sondern auch die gebildetste und klügste von uns römischen Fürstinnen. Von ihren drei Frascataner Villen hat sie haushälterisch zwei vermietet: die berühmte Tusculana an die Propaganda, und die traumhaft phantastische Falconieri an einen Sonderling.

Erinnerst Du Dich eines Grafen Cola Campana?

Ich meine den Dichter Campana!

Im Kloster schwärmten wir für seine in unser Heiligtum eingeschmuggelten weltschmerzlichen Poesieen à la Byron und Leopardi. Wir lernten die schwermütigen pompösen Strophen heimlich auswendig, berauschten uns an der pathetischen Pracht ihrer Sprache, deklamierten sie im Klostergarten,

versteckten das Bändchen Gedichte tagsüber in unseren Gebetbüchern, nachts unter unseren Kopfkissen, schrieben den Namen Cola mit Blut, welches wir uns mühsam aus dem aufgeritzten Finger drückten, auf rosa Papier und verwahrten das Blatt am Herzen. Wir träumten von den ekstatischen Naturschilderungen, den glühenden Liebesgedichten — erlebten sie . . .

So verrückt!

Und von allen Tollen war die kleine Viviane die tollste.

Aus Caprice vermutlich.

Ist das nicht merkwürdig? Daß ich einstmals allen Ernstes für etwas schwärmen konnte — wenn auch nur aus Laune. Wie das klingt: „Einstmals!“ Und es ist grade volle sechs Jahre her. Noch so jung zu sein und sich schon so alt zu fühlen, so morsch wie entnervt. In Frankreich nennt man, was ich meine und vielleicht nicht ausdrücken kann: „morbide“.

Es bezeichnet eine geistige Blässe unseres Jahrhunderts.

Ich hatte meine entsetzlich jugendliche Schwärmerei für einen neuen Dichter des uralten Weltschmerzes bereits lange vergessen, hatte des Grafen Cola Campana nie wieder gedacht, wußte kaum noch, daß ein solcher Mann „einstmals“ einer der gefeiertsten Poeten Italiens gewesen war. Denke doch! Dieser nämliche Graf Cola Campana, das Ideal unserer unschuldigen glücklichen verrückten Jugendzeit ist in der Villa Falconieri mein Nachbar.

Jetzt fällt mir ein: schon damals galt der poetische Graf für einen sonderbaren Schwärmer; und schon damals hörten wir im Kloster allerlei über ihn flüstern. Wie gierig wir Kleinen lauschten, ward einmal von einer der „Großen“ sein Name genannt. Waren es wohl Frauengeschichten?

Bitte, hilf meinem miserablen Gedächtnis.

Richtig! Man erzählte uns schon damals, daß der Sänger der düstern schwermütigen „Nächte“, der Rolle eines litterarischen Salonlöwen wahrscheinlich überdrüssig, mutterseelenallein in einem alten Märchenschlosse hause.

Das war also die Villa Falconieri!

Warum haust er dort?

„Cherchez la femme —“ natürlich!

Denn dieser Pessimist, Menschenfeind und was er sonst noch sein mag, scheint sich dort oben ganz vergnüglich eingenistet zu haben. Eine schöne Freundin teilt — wie meine etwas schlammige Quelle mir berichtet — des gräflichen Poeten „Einsamkeit“ unter den berühmten Steineichen der Villa.

„O madame! On parle d'une très grande passion.“

Und meine romantische Pariserin — denn bisweilen können auch moderne Kammerfrauen romantisch sein — verdrehte voller Entzücken die Augen.

Eine große Leidenschaft . . .

Findest Du nicht, daß die Phrase einen eigentümlichen Klang hat, wenn es auch nur eine Phrase ist?

Eine große Leidenschaft . . .

Es rauscht und braust, stürmt und tost in den Worten.

Eine große Leidenschaft . . .

Ein Alpengipfel steigt vor Dir auf, ein Abgrund öffnet sich zu Deinen Füßen. Es jubelt Dich an in den Lauten, es schluchzt darin. Es ist Himmel und Hölle, es ist qualvolles Leben und glückseliger Tod. Es ist alles — alles!

Wie Du siehst, machte die Redensart von der großen Leidenschaft auf mich Eindruck. Denn bist du schon einmal in Deinem Leben einer großen Leidenschaft begegnet, einer wahrhaft großen?

Ich nicht.

Es muß eigentümlich sein, ganz eigentümlich.

Dieser edle Graf Cola Campana mit allen seinen mehr oder minder herrlichen Poesieen, mit meiner ganzen einstmaligen verrückten Backfischschwärmerei für ihn, würde mich jetzt nicht das mindeste kümmern, wenn er seine „große Leidenschaft“ nicht hätte. Ich denke viel darüber nach; und je mehr ich darüber nachdenke, um so weniger verstehe ich die Sache. Und je weniger ich sie verstehe, um so erregter

und nervöser macht es mich. Es muß etwas Wunderbares darum sein. Ich möchte es für mein Leben gern kennen lernen — natürlich nur durch einen andern; denn es an sich selbst zu erfahren, das müßte sein —

Dina, Dina! Es müßte sein, als käme ein Gestorbener aus dem Grabe zu Dir.

Ich werde sentimental ... Pfui!

Alle Sentimentalität ist geschmacklos, und jede Geschmacklosigkeit ist häßlich. Und damit wäre ich für mich bei dem Ende aller Dinge angelangt.

*

Stelle Dir vor: der Mann mit der großen Leidenschaft ist ein alter Herr! Denn mit fünfundvierzig Jahren ist der Mensch doch alt. Wenigstens muß er sich alt fühlen, uralt. Und dann noch immer eine große Leidenschaft haben. Das ist einfach lächerlich.

Und — es ist unästhetisch!

Woher ich das Alter des Grafen so genau weiß? Nicht durch meine romantische Kammerfrau; sondern aus einer etwas sichereren Quelle, dem Konversationslexikon. Ich entdeckte es zu meinem großen Erstaunen in der Bibliothek und bin ordentlich stolz darauf, daß wir so gebildet sind, ein Konversationslexikon zu besitzen ... Graf Cola Campana ist im Jahre 1847 in Mailand geboren, hat sehr jung mit seinen Dramen die italienische Bühne gradezu beherrscht, ist sehr bald vom Repertoire vollständig verschwunden, ist seit beinahe zwanzig Jahren in der Litteratur verschollen, von der Welt vergessen, in Melancholie, Einsamkeit und kranken Nerven untergegangen.

Es klingt schwermütig, nicht wahr?

Im Konversationslexikon steht von der famosen großen Leidenschaft natürlich nichts zu lesen. Mir scheint das eine Wort alles zu sagen, alles zu erklären.

Wir Frauen sind eben viel weiser als ein Konversationslexikon.

*

Madame Charme, meine zürnende, strafende, alles verstehende, alles vergebende Madame Charme: ich habe über unsere „göttliche Welteinrichtung“ so viele lästerliche Gedanken. Sie ist — wie so viel anderes auf Erden — im Grunde genommen nichts als eine Komödie, obenein eine herzlich schlechte Komödie; denn man kann dabei nicht einmal lachen.

Aber zum Lachen ist folgender Spaß:

In vierzehn Tagen ist Ostern, und heute hat sich der Prinz nach Camaldoli zu den Mönchen begeben, um im Kloster seine alljährliche Pönitenz zu thun. Ist das nicht eine köstliche Bouffonnerie? In Camaldoli — es liegt eine halbe Stunde von hier, den Berg hinauf, unter dem Kreuz von Tusculum — lebt der Prinz volle zwei Wochen in strenger Klausur. Er betet, fastet, büßt. Er betet, fastet und büßt alle seine Sünden ab, um sich alsdann mit einer Seele, so weiß wie eine meiner Lilien, in die Arme einer Dame der Welt oder Halbwelt zu stürzen. In den verschiedensten schönen Armen bleibt mon cher mari ein volles Jahr, bis auf der Welt wieder Ostern wird und die große jährliche Gewissenswäsche von neuem beginnt.

*

Du mußt noch einmal etwas über den Mann mit der „großen Leidenschaft“ in der Villa Falconieri hören.

Seine Freundin wird hier allgemein einfach nur „Madama“ genannt. Ihr Name ist Maria. Sie soll einmal ein Wunder von Schönheit gewesen sein. Bevor sie „Madama“ wurde, war sie eine Signora. Ihr Mann hatte die Tenuta der Villa Falconieri gepachtet und lebte mit seiner wunderschönen Maria seelenvergnügt inmitten seiner Oelwälder und Weinberge.

Da kam der menschenscheue gräfliche Poet, mietete den Palast, faßte für die wunderschöne Maria die famose große Leidenschaft und nahm die Dame ihrem Manne fort. Es gab nicht einmal einen Totschlag dabei. Nur Geld kostete die Sache, sehr viel Geld. Doch Geld besaß der dichtende

Graf so viel wie ehemals Ruhm. Zuerst wollte der Mann der schönen Maria allerdings nach seinem Dolchmesser fassen; zum Glück erinnerte er sich jedoch rechtzeitig, daß er Italiener wäre, ließ sein Dolchmesser vorsichtig in der Scheide und steckte das gräfliche Geld in die Tasche. Der Mann verschwand aus der Falconieri; die Frau blieb, und — es blieb die große Leidenschaft.

Habe ich Dir die Geschichte von dem edlen Grafen und der wunderschönen Maria nicht hübsch erzählt? Sie klingt beinahe wie eine alte Romanze; der Refrain lautet:

„Und es blieb die große Leidenschaft."

Gestern war ich in der Villa Falconieri, das heißt im Park. Das ist eine köstliche Wildnis! Ganz allein war ich dort, sogar ohne meine perfekte Kammerfrau, ein Mangel an Schicklichkeit, den die schäbigste Frascatanerin einfach shocking finden würde. Ich sah nur einen Urwald von Bäumen, Büschen, Blüten, hörte nur einen Chor von Nachtigallen. Aber von der wunderschönen Maria, vulgo Madama, sah und hörte ich nichts, ebenso wenig von unserem einstmals angeschwärmten Poeten.

Und das ist gewiß recht gut; denn die wunderschöne Maria wird alt und garstig geworden sein, und der berühmte Dichter alt und fett — was noch viel abscheulicher ist.

Bei der Villa ist ein Teich unter Cypressen.

Ich saß lange am Rande, schaute in das schwarze Wasser, wo ich mein schneeweißes Spiegelbild wie eine himmlische Erscheinung erblickte. Dazu rauschte in den alten Totenbäumen der Wind wie Sphärenmusik.

Ich hätte immer so dasitzen mögen, in das stille dunkle Wasser schauen und auf das Rauschen in den Cypressenwipfeln lauschen.

Es ist so recht der Ort, um auszuruhen.

*

Heute entdeckte ich, daß gleich hinter unserer Pinienwiese ein grünes Pförtlein direkt in die Oliveta der Villa Falconieri führt. Das Pförtlein ist verschlossen; aber der

Gärtner hat den Schlüssel, wie mir die Kammerfrau verriet. Einen Schlüssel hat auch der Gärtner von der Falconieri.

Das grüne Pförtlein paßt demnach gut in einen kleinen sehr intimen Roman. Schade um die schöne Gelegenheit, die ich mir entgehen lassen muß. In dem Roman meines Lebens weiß ich mit einem Pförtlein nichts anzufangen.

Morgen gehen meine sechsundzwanzig mauvefarbenen Blätter an Dich ab, meine geliebte Reizende! Und jetzt drücke ich meine weißen weichen Wangen an Dein stolzes kühles Gesicht und sage Dir gute Nacht; denn es ist spät geworden, vielmehr bereits früh.

Ja, liebste Seelsorgerin, ich will es Dir nur bekennen: ich habe wieder schlechte, schlechte Nächte! Weder Morphium noch Sulfonal helfen Deinem armen Beichtkinde mehr. Nichts hilft mir! Nichts hilft mir, als des Nachts stundenlang, stundenlang umherzuwandern, bis ich zu Tode ermattet hinsinke.

Uebrigens bin ich hier nicht der einzige Mensch, der nicht schlafen kann ... Wenn ich in einem Delirium von fiebernder Erschöpfung mein Fenster aufreiße, so sehe ich dicht über mir einen Stern schweben.

Es ist jedoch kein holdes Himmelslicht; sondern die Petroleumlampe des verschollenen Poeten in der Villa Falconieri.

Der Mann muß auch schlechte, schlechte Nächte haben; denn Nacht für Nacht glüht über mir der große Funken.

Erst wenn der Morgen graut, erlischt er.

Ob die beiden einsamen Flammen sich wohl verstehen würden, wenn sie zu einander sprechen könnten?

Schwerlich.

Gewiß gar nicht!

Aber dem Schlaflosen dort oben muß gegen seine schlechten Nächte auch nichts mehr helfen können. Nicht einmal die Arme der wunderschönen Maria, die er einem andern Manne fortnahm; nicht einmal seine famose „große Leidenschaft".

Du siehst, in dem einen sind wir beide Leidensgefährten: Deine wunderliebliche, nixenhafte, unverbesserlich weltliche, unaussprechlich melancholische Viviane, und der alt und fett gewordene Sänger der Schwermut.

Wir armen Schlaflosen!

*

Fort und fort höre ich es in mir brausen und fluten und stürmen: „eine große Leidenschaft, eine große Leidenschaft!“

Die Phrase hat sich in meine Seele gefressen.

Ein Königreich für eine große Leidenschaft, die Welt für eine große Leidenschaft, das Leben, die Seligkeit!

Man muß sie nur fühlen können, kleine dumme Viviane.

*

Villa Taverna-Borghese, 15. März.

Du verschwendest Deine Sorge um mich schimmerndes schillerndes ruschliges Eidechslein, liebe Barmherzige. Ich sterbe ganz gewiß nicht an der Schwindsucht! Mein Blutspeien bedeutet nichts als eine neue Nuance aus der unendlichen Skala weiblicher Kokettерieen oder Raffinements — wenn Du es durchaus so nennen willst. Das Leben ist viel zu häßlich; und ich bin viel zu reizend, um eines so unschönen Todes, wie Schwindsucht ist, überhaupt sterben zu können. Dieses schauderhaft häßliche Leben ist mir ein himmlisch schönes Sterben schuldig. Ich weiß noch nicht recht, welche Todesart es sein wird. Aber ich finde es gewiß; und dann —

Der Prinz ließ sich in Camaldoli in die Zelle sperren, die König Jacob III. von England bewohnte. Aus diesem frommen historischen Gemach schreibt er mir täglich ein zärtliches Gattenbillet. Demnach müssen die Episteln, die er täglich durch seinen Kammerdiener an seine römische Freundin expedieren läßt, höchst zerknirscht und moralisch sein.

Ich lebe hier, als ob ich seit jeher hier gelebt und von der Welt niemals etwas anderes erblickt hätte als dieses tragische Landschaftsbild der römischen Campagna, durch die finsteren Wölbungen der Steineichenwipfel gesehen. Das sind Kontraste! Diese große Natur und meine winzige Seele ... Findest Du es nicht auch merkwürdig, daß ich hier vor Langeweile noch nicht umkomme?

Stelle Dir vor: abends besuchen mich bisweilen einige gute Landpastoren — mich! Ist das nicht zu komisch? Ihre schwarzen, sehr würdigen Gewänder und meine schimmernden fließenden leider sehr weltlichen Draperieen! Sie werden mit Limonade und Kuchen gefüttert; und ich unterhalte sie nach der alten, guten Lebensregel: „mit den Wölfen muß man heulen."

Ich wollte, Du hörtest einmal Deine kleine raffinierte Lebenskünstlerin mit den geistlichen Herren Konversation machen. Ich schwatze über Frascataner Wein und Olivenöl wie ein wohlhabender Frascataner Bauer; über die demnächst erfolgenden heiligen Schauspiele der Sepolcri und der Fronleichnamsprozession, sowie über die sündhaft hohen Steuern einer unchristlich römischen Regierung wie ein schwerbedrückter kinderreicher Familienvater, und über den sensationellen, hier in Frascati stattgefundenen Skandal der armen Herzogin M ..... wie ein gutmütiger Pharisäer, der den Stein aufhebt, aber schließlich damit nicht wirft.

Du siehst, ich bin vielseitig.

Natürlich beschwatzen wir auch die Leute von der Villa Falconieri; doch kommt dabei nicht viel heraus. Die wunderschöne interessante Madama ist eben in Gottes Namen — „Madama". Meine frommen Gäste können es auch nicht ändern: „Come si fa?" Und der Dichtergraf ... Was für ein Mann das ist: „Chi lo sa?" Die Hirten von Tusculum und Kohlenbrenner von Rocca-di-papa lieben ihn; die Mönche von Camaldoli und der Rufinella halten ihn für keinen besonders guten Christen, aber doch für

einen „buon uomo“; seine Dienstleute betrügen und bestehlen ihn nicht; die Vogeljäger hassen ihn, und die übrige Frascataner Menschheit kümmert sich nicht um ihn. Das ist alles.

Auch meine trübe kammerfrauliche Quelle ist erschöpft. Also muß ich wohl oder übel mich selbst zu orientieren suchen; denn ich habe mich nun einmal kapriziert, auf die beiden Leutlein in der Villa Falconieri neugierig zu sein.

*

Gestern war ich in Rom, um Assunta Neri spielen zu sehen. Sie gab die „Kameliendame“.

Was ist das nur mit dieser Frau?!

Ihre Kunst hat etwas so Verschleiertes, Geheimnisvolles, Sphinxhaftes. Es ist wie ein Mysterium. Die Kunst der Assunta Neri, die im Grunde genommen gar keine Kunst ist, beunruhigt und erregt mich bis in alle Nerven hinein. Ich muß in Erfahrung bringen, welche Bewandtnis es damit hat; denn es steckt etwas dahinter, etwas, was sich groben Organen verbirgt. Mir ist, als könnte die Kunst der Neri, die die natürlichste Natur ist, nur eine Frau vollkommen begreifen. Vielleicht nur eine unglückliche Frau?

Ob ich sie dann wohl verstehen würde?

Ich will ja aber nicht unglücklich sein!

*

Wieder war ich in Rom; und — denke Dir: ich habe Assunta Neri besucht! Sie empfing mich; aber sie ließ mich antichambrieren. Das gefiel mir von ihr. Wir große Damen, mögen wir gegen die Kunst auch noch so bezaubernd liebenswürdig sein, sind auch den größten Künstlern gegenüber stets protegierend, gnädig, herablassend und unausstehlich hochmütig. Hier ist endlich einmal eine große Künstlerin, die sich herabläßt, gnädig gegen eine große Dame zu sein. Ich hätte die Frau für ihren sublimen Hochmut umarmen mögen.

Also: Ihre wirkliche Hoheit Assunta Neri hatten die Gnade, mich armes Prinzeßlein zu empfangen und zwar in

einem höchst einfachen schwarzen Kleide. Ihre Hoheit hatten, trotzdem ich lange warten mußte, nicht einmal Toilette für mich gemacht.

Die große Tragödin sah sehr elend aus und war gar nicht schön — absolut nicht schön! Ihr Teint ist direkt häßlich. Dabei war sie nicht einmal gepudert. Ihr großes dunkles müdes Auge wirkt im Zimmer fast noch mehr als auf der Bühne, und ihr Mund ist gradezu entzückend melancholisch.

Sie hat Augen, die viel geweint, Lippen, die viel geseufzt und geschluchzt haben müssen ...

Sie war nicht liebenswürdig. Sie war wirklich ganz und gar nicht liebenswürdig! Aber ich dachte: ‚O, das thut nichts. Sei du nur recht unliebenswürdig. Du wirst gewiß noch anders werden. Ich versichere dich, meine große Dame: du wirst! Denn ich will dahinter kommen, weißt du; und was ich einmal will —‘

Wir hatten uns gesetzt. Da sie beharrlich schwieg, so mußte ich schließlich reden. Es fiel mir nicht ein, ihr zu sagen, was man ihr gewiß gewöhnlich sagt. Also nichts von Bewunderung, Entzücken, Ekstase — nicht ein Wort! Das kam ihr denn doch sehr merkwürdig vor. Sie betrachtete mich mit mattem Erstaunen, und ihr verwunderter Blick schien zu fragen; ‚Was bist denn du für ein sonderbares kleines Wesen? Und was willst du eigentlich bei mir? Wir beide haben nichts miteinander zu schaffen, absolut gar nichts!‘

Aber ich wollte sie schon liebenswürdig bekommen; o, ich wollte —

Also war ich denn charmant: ganz einfach, durchaus natürlich charmant! Ich plauderte, wie das eben meine Art ist, von Himmel und Hölle, von Menschen und Dingen, von Toiletten und Spitzen, von offenkundigen Skandalen und verschwiegenen Liaisons; kurzum, von allem Möglichen und Unmöglichen unter der Sonne, nur nicht ein Wort von Assunta Neri — nicht ein Wort!

Mit unaussprechlicher stummer duldender Verachtung hörte die große Tragödin mir zu, sagte nicht eine Silbe — sagte mit jeder Miene, jedem Blicke: ‚Ich höre dich nur an, weil ich dich studieren will. Vielleicht kann ich einmal dieses oder jenes von dir auf der Bühne brauchen — wenn es mir der Mühe lohnen sollte. Aber ich glaube schwerlich.‘

Ich sprach von der großen Welt. Sie erwiderte in einem ganz impertinenten Tone:

„Ich weiß nichts von der großen Welt. Sie geht mich nichts an, sie existiert nicht für mich. Was sollte ich wohl mit diesen Leuten anfangen? Sie imitieren? Wenn ich eine große Dame vorstelle, so bin ich eben eine große Dame. Ich bilde mir ein, daß ich es vom Kopf bis zu Füßen bin. Aber im Leben — ich wüßte nicht einmal, wie ich mit diesen Leuten reden sollte.“

Ich machte mein reizendstes Lächeln und sagte so recht unverschämt nachlässig:

„Es ist wirklich gar nicht so schwer, alles kommt lediglich auf eine gewisse große Manier an. Uebrigens können Sie es ganz gut. Man muß nur mit diesen Leuten mitunter etwas insolent sein.“

Jetzt machte sie denn doch große Augen! Ich dachte: ‚Aergere dich nur, ich bekomme dich doch.‘

Dann warf ich hin:

„Sie haben sehr recht. Was thäten Sie auch mit uns? Wir sind gar so entsetzlich öde. Die reinen Attrappen! Noch dazu Attrappen ohne jeden Inhalt. Eine Frau Ihres Schlages muß uns von ganzem Herzen verachten.“

Jetzt fixierte sie mich:

‚Höre, du kleines Wesen! Bist du etwa auch eine Komödiantin? So eine Salon-Neri! Erspare dir die Mühe, mit mir kannst du dich ja doch nicht messen.‘

Das kann ich auch wahrhaftig nicht. Zwar sind wir große Damen große Komödiantinnen; aber die Assunta Neri ist keine Komödiantin. Und das — grade d a s ist ihr Genie!

Sie war jedoch entschieden geärgert, und das — grade das freute mich!

Mit einer wundervollen Gebärde der Langeweile, der Erschöpfung und des Ueberdrusses meinte sie:

„Diese Leute verstehen nur, was sie selbst sind. Eher könnte dem Volke Kaviar schmecken, als daß diese Leute begriffen, was Kunst ist. Da quälen sie mich ewig mit ihren gedankenlosen Fragen: „Nicht wahr, es ist furchtbar schwer, so natürlich zu spielen wie Sie? . . .“ Solcher Unsinn! Es ist gar nicht schwer. Nichts ist leichter. Es wird zum Beispiel ‚Odette‘ gegeben. Ich stelle die Odette dar. Nun gut! Ich ziehe mich an, gehe auf die Bühne und — bin eben Odette. Es ist ganz selbstverständlich, daß ich dann Odette bin. Ich kann mir, bin ich diese Frau, unmöglich vorstellen, daß ich einmal die ‚Kameliendame‘ oder ‚Feodora‘ oder ‚Nora‘ gewesen bin, daß ich jemals etwas anderes sein werde als ‚Odette‘ . . . Und dann machen die Leute solches Geschrei davon. Es degoutiert mich.“

Ich dachte: ‚Aha, meine Liebe! So bist du also? Jetzt sprichst du selber von dir. Ich that es nicht, meine Liebe. Ich mache kein Geschrei davon, obgleich ich auch zu „diesen Leuten“ gehöre.‘

„Man merkt Ihnen an, daß bei Ihrem Spiel absolut keine Kunst ist,“ meinte ich, genau so gleichgültig, wie wenn ich meinen Fächer hinlege.

Sie wurde immer gereizter, nervöser, geärgerter.

„Ich hasse das Komödienspielen! Schon als ganz kleines Kind haßte ich es; denn schon als ganz kleines Kind mußte ich spielen. Es war mir widerwärtig. Ich zeigte es dem Publikum so deutlich wie möglich, spielte so gleichgültig wie möglich — gradezu unverschämt gleichgültig. Das Publikum hätte mich von Rechts wegen auszischen müssen. Es zischte mich nicht aus; sondern ließ sich meine Unverschämtheit gefallen. Das war aber auch alles; denn keinem Publikum fiel es ein, viel Wesens von mir zu machen oder mich gar für ein Unikum zu halten . . . Ich spielte in der Truppe meiner Eltern, die

aus dem Komödienspielen ein Handwerk machten — schon seit Generationen. In meiner Familie mußte die Kunst schon seit Generationen nach Brot gehen. Dadurch wurde sie mir nur um so widerwärtiger."

„Natürlich! Da die echte Künstlerin lediglich der Kunst wegen da ist," sagte ich mit einem kleinen Lächeln, welches entzückend infam war.

„Ich spielte damals Theater, weil ich in Gottes Namen Theater spielen mußte; und jetzt spiele ich —"

„Um den Ruhm?"

„Nein! Um das Geld. So wird man schließlich — wenn man mit dem Ruhm nichts anzufangen weiß, wenn der Ruhm einem genau so gleichgültig ist wie alles im Leben."

„Wie wurden Sie eigentlich so weltberühmt? Jetzt darf ich Sie ja wohl danach fragen!"

„Wie ich berühmt wurde? Durch eine Brutalität des Publikums."

„Wirklich?"

„Kein Mensch kümmerte sich um mich. Ich spielte, spielte, spielte. Wir zogen von einer kleinen Stadt zur andern. In jeder Stadt spielte ich, in jeder Stadt wurde ich geduldet, bisweilen so obenhin beklatscht, und — das war alles! Durch einen Zufall kam ich zu einer anderen größern Truppe. Wir zogen von Stadt zu Stadt, ich spielte, spielte, spielte. Auch in den größeren Städten mochte kein Publikum mich leiden; aber jedes Publikum nahm mich so hin. Wir kamen nach Rom und spielten im Valletheater. Ich war noch nicht aufgetreten. Zugleich spielte in Rom die M . . . . ., eine der größten Künstlerinnen, die Italien jemals gehabt hat. Ueber ein Menschenalter hatten ihre lieben Landsleute ihr zugejauchzt, sie auf Händen getragen, sie einen ‚Stern' Italiens genannt. Aber die Frau war darüber alt geworden; und ihre lieben Landsleute mochten die alte Frau auf der Bühne nicht mehr sehen — da sie noch immer die ‚Kamiliendame' und die ‚Feodora'

spielte. In Rom wurde ihr Fall geplant, vorbereitet und ausgeführt. Die erste beste Debütantin sollte auf den Schild gehoben werden, damit die alte große Künstlerin von ihrem Thron herabgestürzt würde. Diese erste beste junge Debütantin für die Römer war zufällig ich."

„Und?"

„Und man bejubelte mich ... Man bejubelte die erste beste junge Debütantin so toll; man schwieg die alte große Künstlerin so tot, daß ich berühmt wurde und sie vergessen ward."

„Sie müssen aber doch genial gespielt haben! Jetzt darf ich's Ihnen ja wohl sagen."

„Genial, genial! Ich spielte nicht anders, als ich immer gespielt hatte. Ich spielte, wie ich meiner Natur nach spielen mußte. Bis dahin hatte sich keine Seele um mein natürliches Spiel gekümmert. Und jetzt plötzlich diese Römer! Sie thaten, als wäre im Valletheater die Schauspielkunst vom Himmel herab auf die Bühne gefallen. Ich verstand gar nicht, was sie mit ihrem Rasen eigentlich meinten. Ich hatte meine Rolle wie immer leidlich gut auswendig gelernt und nach meiner Art abgespielt. Das war alles."

„In welchem Drama debütierten Sie damals in Rom?"

„In der ‚Agrippina' von Cola Campana."

„Von dem Dichter-Grafen?"

„Kennen Sie ihn?"

„Gar nicht. Er ist ja ein toter Mann."

„Weil er nicht mehr schreibt? Das ist für ihn ein Glück."

„Sie meinen, weil er kein Talent hat?"

„Weil sein Talent einer anderen Zeit angehört: einer vergangenen, überwundenen."

„Glauben Sie nicht, daß er noch einmal wieder lebendig werden könnte?"

„Ich will es ihm nicht wünschen. Der Tod ist etwas zu Herrliches."

„Auch der geistige Tod?"

„Wenn es nur Tod ist! Es darf freilich kein Scheintod sein.“

„Solches Auferstehen ist aber doch recht unangenehm! Die lieben Angehörigen haben bereits die Anzeigen verschickt, die Kondolenzen empfangen, die Trauer angelegt; und auf einmal wird der gute Mann wieder lebendig.“

„Lasen Sie eigentlich etwas von Campana?“

„Kaum. Sie wissen, wie ungebildet wir Damen der großen römischen Welt sind. Für uns besteht die Litteratur aus einem halben Dutzend französischer Romane.“

„In Deutschland schreibt eine große Dame Komödien, die ich spiele.“

„Ach, diese Gräfin — Wie heißt sie doch gleich? Sie soll charmant sein.“

„Sie ist eine vornehme Frau.“

„Bisweilen verkehren Sie also doch in der vornehmen Welt?“

„Man quält mich so.“

„Sie Arme! . . . Haben Sie Campana jemals gesehen?“

„Nein. Er schrieb mir einmal — eben nach jener ersten Aufführung seiner ‚Agrippina‘. Ich bin ihm sogar Dank schuldig.“

„Wie liebenswürdig Sie sind!“

„Er tadelte mich, weil ich keine Verse sprechen könnte, überhaupt nicht die sogenannte große Tragödie zu spielen verstünde. Er riet mir, nur in Stücken moderner, womöglich hypermoderner Autoren aufzutreten. Er nannte mich eine hypermoderne Frau. Ich war für ihn sozusagen ein Extrakt des ganz neuen modernen Frauengeschlechts.“

„Merkwürdig!“

„Das geflügelte Wort über mich: ‚die große moderne Nervöse‘, rührt von ihm her. Er kannte mich gut: besser als ich mich selbst damals kannte. Allerdings war ich selbst mir schon damals höchst gleichgültig.“

„Das begreife ich. Trotzdem befolgten Sie Campanas Rat?“

„Meine eigene Natur trieb mich dazu.“

„Und Sie hörten nie wieder von ihm?“

„Ich weiß nicht einmal, wo er jetzt lebt.“

„In der Villa Falconieri. Er ist in Frascati mein Nachbar.“

„Also kennen Sie ihn?“

„Nein. Lebendig Begrabene machen keine Visiten.“

„So besuchen doch Sie ihn.“

„Er würde mich wahrscheinlich gar nicht empfangen. Diese Künstler sind bisweilen etwas sonderbar.“

„Wir sind halbe Narren.“

Sie sagte dies auf das liebenswürdigste. Sie war überhaupt plötzlich reizend — gradezu reizend! Ein Bild melancholischer Anmut. Ich hätte sie umarmen mögen.

„Jetzt darf ich Ihnen ja wohl auch danken?“

„Wofür?“

„Für die ‚Kameliendame‘.“

„Wollen auch Sie mir Komplimente sagen?“

„Ich möchte Ihnen danken, weil Sie mir gezeigt haben, wie ich einmal sterben werde. Sie müssen nämlich wissen, daß ich die Schwindsucht haben soll. Seitdem ich Sie sterben sah, fürchte ich mich gar nicht mehr vor dem Tod.“

„Aber Sie sind ja charmant!“

„Ich glaubte bis jetzt immer, der Tod wäre etwas sehr Häßliches. Ich habe mir indessen vorgenommen, so schön zu sterben, wie Sie als ‚Kameliendame‘ sterben.“

„Dann müßten Sie lieben und durch Ihre Liebe zu Grunde gehen. Schön sterben wir Frauen nur dann, wenn wir als Liebende sterben.“

„Als unglücklich Liebende natürlich?“

„Was wollen Sie? Wir Frauen lieben immer nur unglücklich.“

„Ich will es mir überlegen ... Sie sollen ja selbst sehr krank sein?“

„Kränker als das Publikum glaubt. Ich werde einmal

sicher auf der Bühne sterben. Und das Publikum wird mir applaudieren, weil ich es so ‚natürlich‘ that.“

Sie wurde immer reizender. Ich fand sie einfach entzückend.

„Wenn ich es vorher wüßte, würde ich mir eine Loge nehmen. Was für einen Kranz wünschen Sie sich von mir: weiße oder gelbe Rosen?“

„Ums Himmels willen nur keine Blumen! Ich werfe sogleich alle Blumen fort. Den Lorbeer hasse ich gradezu. Es gibt kein gemeineres Laubwerk. Dornenkränze sollte man mir werfen.“

„Ich mache Ihnen eine Liebeserklärung! Wissen Sie was? Sie sollten mich in Frascati besuchen.“

„Ich muß Komödie spielen, Geld verdienen. Ich muß sehr viel Komödie spielen; denn ich muß sehr viel Geld verdienen.“

„Sie lieben also wirklich das Geld?“

„Ich brauche es.“

„Geld ist so häßlich. Ihre Toiletten müssen allerdings gradezu ein Vermögen kosten.“

„Ich bin zu müde, mich anzuziehen. Ich bin überhaupt so müde, so müde.“

„Man kann das werden . . . Sie wollen mich also nicht besuchen?“

„Nein. Sie sind mir eine zu große Dame.“

„Schade! Wir hätten zusammen in die Villa Falconieri eindringen können.“

„Damit Sie den armen Toten aufwecken?“

„Er ist ja ein alter fetter Mann.“

Sie lächelte. Da umarmte ich sie! Ganz einfach umarmte ich sie. Ich mußte sie umarmen; denn sie war zu reizend, als sie lächelte. Dabei sah sie müde aus, „so müde“.

Mit der Miene einer gelangweilten Königin ließ sie's geschehen, daß ich ihr huldigte.

*

Ich treibe Assunta Neri-Studien.

Jeden Abend, an dem sie spielt, fahre ich nach Rom, begebe mich ins Nationaltheater und fahre nach der Vorstellung mit dem Wagen zurück.

Stelle Dir vor: Aus einem „Sittendrama" von Sardou direkt hinaus in die einsame nächtliche Campagna!

Ich schwelge gradezu in diesen Kontrasten. Du weißt doch, daß Kontraste nicht nur das Wesen der Kunst ausmachen; sondern überhaupt erst den Genuß des Lebens bilden — so viel man eben genießen kann.

Doch die Neri —

Also denke Dir:

Ich bin noch immer nicht „dahinter" gekommen. Noch immer frage ich mich: ‚Was ist es im Grunde mit dieser Frau? Warum übt sie eigentlich solche elementare Anziehungskraft aus? Sogar auf mich, für die jede Kunst ja doch nichts Besseres ist als ein pikantes Parfüm.'

„Wenn eine Frau durch Liebe oder Leidenschaft zu Grunde geht, so geht sie schön zu Grunde ..." So ungefähr sagte sie; und mir ist es, als hätte ich in dieser Phrase die Lösung des Neri-Problems zu suchen: des Problems der Frau sowohl wie ihrer ganzen Kunst.

Sterbe ich nur dann schön, wenn ich als unglücklich Liebende sterbe, so wird mein Leben wohl so häßlich enden, wie es begonnen und sich fortgesetzt hat, bis auf den heutigen Tag.

Ich suche bei der Neri zu ergründen, welche Empfindungen sie bei ihrem Spiel am überzeugendsten, also am wirklichsten zum Ausdruck bringt? Haß ist es nicht. Auch nicht Leidenschaft. Eher könnten es Ermattung, Müdigkeit, Ekel an der Leidenschaft sein — wohlverstanden an Leidenschaft! Aber nein! Es ist etwas anderes, darin diese Schauspielerin Meisterin der Töne ist. Unvergleichlich und unnachahmlich, auf der Bühne noch niemals dagewesen, also einzig.

Was ist es?

Ich hab's, ich hab's! Die Liebe ist es, die unglückliche Liebe! Es ist die Liebe, die alles leidet, die allem entsagt. Es ist die Liebe, die das Kreuz auf sich nimmt, die mit Dornen gekrönt wird und ein Martyrium erduldet. Es ist die Liebe der Frau, die stirbt, und im Tode noch einmal lächelt, durch dieses eine letzte Lächeln ein ganzes in Jammer und Elend hingebrachtes Leben verklärend.

Assunta Neris Kunst ist eine Apotheose der unglücklich liebenden Frau.

*

Ostern! Der Prinz entsteigt sündenlos und kinderrein der Klosterzelle.

Das nur nebenbei.

Aber die Neri kommt zu mir, die Neri bleibt bei mir! Sie bleibt mehrere Tage, eine volle Woche! Vielleicht noch länger!

Ist das nicht ein Triumph für Deine unwiderstehliche Viviane? Ganz bestimmt werde ich jetzt vollends „dahinter" kommen.

Augenblicklich ist die Neri ein echter „Whistler"; und zwar ist sie momentan eine Whistlersche „Impression in Blaß". Meine Pariserin hat es durchgesetzt, ihre Toiletten besichtigen zu dürfen; und ich stehe in höchster Gefahr, von meinem Thron herunter zu müssen, um darauf Assunta Neri Platz nehmen zu lassen ... Blasse tiefste Negligés, blasse Morgenkleider, blasse Promenadenkostüme, blasse Dinertoiletten, blasse Nachtgewänder. Unter „blaß" verstehe ich nervöse kranke pathologische Farben. Stelle Dir darunter vor, was Du willst und kannst. Jedenfalls ist matte melancholische morbide Blässe die echte Neri-Couleur.

Und wie beneidenswert müde sie ist! Sie ist müde vom Theater, müde von den Menschen, müde von dem Ruhm, müde von der Liebe, müde vom Unglück, müde von der Sehnsucht, von sich selbst, vom ganzen Leben ...

Sie mag kaum reden, kaum gehen und sich bewegen, kaum hören und sehen, kaum denken und fühlen.

Sie ist so müde, daß sie, wenn sie erst einmal glücklich im Grabe ruht, von den Toten gewiß nicht wieder aufstehen will.

Ob wohl viele Frauen so sind?

Ob die moderne Frau so ist?

Vielleicht ist die Neri nur ein Typus? . . . Das ist einfach Unsinn! Denn wie sie ist: von ihrer Spitzenkrause bis zu ihrer weißen fließenden Schleppe; von ihrer lebensmüden Natur auf der Bühne bis zu ihrer zu Tod erschöpften Seele im Leben ist sie eine Ausnahmsnatur.

*

Sie ist angekommen! Ganz Rom will sie bei mir sehen, oder vielmehr „besichtigen".

Aber sie ist so unliebenswürdig und hochmütig, ganz Rom abzuweisen. Und käme die Königin; und die Neri hätte grade nicht Lust, die Königin zu sehen, so würde auch Ihre Majestät wieder gehen müssen.

Sie lebt in der Villa Taverna genau so wie in einem Hotel. Was sie wünscht, bestellt sie sich. Sie erscheint nur, wenn es ihr beliebt. Gewöhnlich beliebt es ihr jedoch, auf ihrem Zimmer zu bleiben. Sie speist auch dort, wenn sie Lust dazu hat. Merkwürdigerweise empfängt sie mich häufig — hat sie die Gnade, mich vorzulassen. Aber dann ist sie bezaubernd!

Mit dem Prinzen und der ‚Komödiantin' — die sie für den Prinzen bleibt, trotzdem sie Assunta Neri ist — spielt sich hier eine reizende kleine Komödie ab. Ich bin davon entzückt.

„Ah, die Neri! Das ist ja charmant!" sagte der Prinz, als er hörte, daß die große Tragödin in der Villa wäre. Und er dachte: ‚Wirklich ganz charmant! Denn sie ist natürlich eine Komödiantin wie alle Komödiantinnen — enfin ein Weib wie alle Weiber.' Denn für den Prinzen gibt es natürlich keine Frauen. Also sah er sich das „Weib" an. Er sah sie mit Kennerblicken so gründlich an, wie solcher

Mensch eben gewohnt ist, eine Frau anzusehen: gewissermaßen als Krämer.

Jetzt kommt das Komische der Situation; denn jetzt wurde der Prinz verblüfft. Wahr und wahrhaftig, mon cher mari wurde verblüfft! Es klingt ungeheuerlich; aber es ist so.

‚Was ist denn das?‘ dachte er in seiner Verblüffung. ‚Ja, mein Gott, was ist denn das nur? Da will ich, le Prince de Sora, ein Verhältnis anfangen; und — wie soll ich mich nur ausdrücken? Mein Gott, ich bin gradezu verblüfft!‘

Und das Gesicht, das er dabei machte! Es war zum Totlachen.

Die „Komödiantin“, als es ihr beliebte, zum Diner zu erscheinen, hielt es der Mühe gar nicht wert, ihre großen mächtigen melancholischen Augen aufzuschlagen und mon cher mari überhaupt nur anzusehen. Sie hielt es der Mühe gar nicht wert, für Monsieur le Prince ihre traurigen müden süßen Lippen zu öffnen. Und das mußte ihm, dem Unwiderstehlichen, dem die Damen jeden Grades — die Weiber jeder Klasse nur so zufliegen, in seinem eigenen Hause geschehen: mit einer „Komödiantin“!

Es gibt Dinge unter der Sonne, welche die menschliche Vernunft eben nicht zu begreifen vermag.

*

Schrieb ich Dir schon, daß ich mir ins Köpfchen gesetzt habe, mit Hilfe der Neri in die Villa Falconieri einzudringen? Bis jetzt will sie davon nichts hören. Aber sie wird davon hören müssen, trotzdem sie Assunta Neri ist.

So bin ich nun einmal.

Uebrigens habe ich in meinem ganzen Leben keine Frau gesehen, die so wenig eitel, die so unerlaubt uneitel ist wie die Neri; trotzdem sie mit einem Reisegepäck in der Villa Taverna ankam, als ob sie sich für eine Tournée nach Amerika ausgerüstet hätte. Ich habe eine solche uneitle Frau für

eine weibliche Unmöglichkeit gehalten. Darin ist sie entschieden eine Abnormität! Ich glaube, sie könnte sich einen Sack anziehen. Aber auch in dem Sack würde sie aussehen, wie — eben nur sie aussehen kann.

Was mich auch in Erstaunen setzt, ist, daß die Natur für sie, die doch im größten Sinne eine Natur ist, gar nicht existiert. Sie sieht die Bäume so wenig wie die Blumen, die Berge so wenig wie die Bäume, den ganzen Himmel so wenig wie die ganze Erde. Keinen Sonnenstrahl verträgt sie; und in ihren Zimmern muß es dunkel wie in einem Keller sein. Seitdem sie bei uns ist, lasse ich abends nie mehr die Kandelaber anzünden. Es brennen nur häßliche Lampen und diese nur hinter Schleiern: hinter mattfarbigen wollüstigen Schleiern aus Seide und Spitzen, die wie große märchenhafte Blüten um die Flamme schweben, und die Euer erotischer Dichter Oskar Wilde erfunden und über die ganze Welt in Mode gebracht hat.

Sie ist übrigens wirklich sehr nett mit mir und durchaus nicht mehr grande femme. Ich bin aber auch gradezu bewitching. Vielleicht habe ich Aussicht, jener charmanten großen deutschen Dame den Rang abzulaufen. Jedenfalls komme ich ganz, aber ganz gewiß bis zum Letzten „dahinter".

*

Triumph!

Wir waren in der Villa Falconieri

Und wir haben nicht nur die „wunderschöne Maria", sondern auch den lebendigen Toten, den verschollenen gräflichen Dichter gesehen.

Die Neri ist von der wunderschönen Maria ganz hingerissen — was ich nicht begreife, was ich sehr übertrieben finde, was mich ärgert. Und ich ärgere mich wiederum über meinen Aerger, für den ich absolut keinen Grund finden kann.

Heute nur so viel:

Der „wunderschöne Maria" ist gar nicht besonders

schön; und der verschollene Poet ist auch nicht so, wie ich mir ihn vorgestellt habe.

Kurzum, es war eine Enttäuschung — wie schließlich alles im Leben.

*

Die Neri ist schon wieder in die Villa Falconieri hinauf, um die Madama anzuschwärmen. Ich bin zu Hause geblieben, um Dir alles zu schreiben. Hoffentlich bist Du ein bißchen neugierig.

Also höre:

Es war vor dem lunch, und die Neri trug eines von den modelosen bleichen Morgengewändern aus Crêpe de Chine mit einem Hauch von Farbe: rose de Malmaison. Alles war weiche Falten und schimmernder Fluß um die armen müden Glieder. Ich raffiniertes Hexchen hatte mich lächerlich unscheinbar angezogen: in einem bescheidenen schwarzen Kleidlein mit einem geheimnisvollen schwarzen Spitzentüchlein um den Kopf. Und die Handschuhe hatte ich zum erstenmal in meinem Leben vergessen anzuziehen.

Als wir durch die Sarkophag-Allee kamen, pflückte ich aus einem der Kindersärglein von meinen weißen Lilien und steckte sie mir vor. Dann spazierten wir über die Pinienwiese; und ich lenkte unsere Schritte sehr gewandt der Villa Falconieri zu.

Die gute Neri ahnte meine Absicht nicht. Ich plauderte so niedlich, daß mein Geschwätz sie ihrer Gleichgültigkeit und Erschöpfung entriß. Sie hörte mir zu und folgte mir weiter und weiter: durch das bewußte grüne Pförtlein, welches ich vorher hatte öffnen lassen, in die Oliveta; aus der Oliveta in den Park, und hinauf zum Cypressenteich.

Plötzlich standen wir unter den Steineichen vor dem Hause; und ich stieß einen allerliebsten kleinen Schrei der Ueberraschung aus.

„Ach Gott, das ist ja die Villa Falconieri!"

Die Neri bemerkte nur:

„An dem Cypressenteich würde ich gern eine Rolle studieren.“

Ich rief voller Entzücken:

„Himmlisch! Der arme gute Graf Campana! Bitte, bitte, süße Tragödin, lassen Sie uns Ihren Dichter von einstmals besuchen — da wir doch einmal hier sind; und da ich gar so schrecklich neugierig bin, ob er wirklich fett geworden ist?“

Die „süße Tragödin“ machte sofort ihr mürrisches müdes Gesichtchen und sagte in einem ihrer Nora-Töne, letzter Akt, letzte Scene:

„Man soll die Toten nicht rufen. Sie wollen mit dem Manne ja doch nur Ihr Spiel treiben.“

Ich klatschte in die Hände und jubelte:

„Ach ja, spielen! Wir wollen ‚Gespenster‘ spielen. Wir citieren das Gespenst, das Gespenst erscheint, verliebt sich in Sie und schreibt für Sie eine Rolle. Sie spielen das Drama des Gespenstes; und wir haben in Rom eine sensationelle Première, bei der das Gespenst zum Schlusse vor den Souffleurkasten tritt und sich so reizend ungeschickt verneigt, wie man das von einem Geist nicht besser verlangen kann.“

Stelle Dir vor, daß die Neri wahrhaftig umkehren wollte! Da machte ich denn einen Gewaltstreich. Ich nahm meinen Strauß weißer Lilien, rief einem Mädchen, das mitten im Wege stand und uns anstarrte, als ob wir Gespenster wären, gab ihr die Blumen, befahl ihr:

„Bringe diese Blumen dem Grafen und sage ihm: Assunta Neri lasse ihn grüßen. Hast du verstanden? Assunta Neri lasse den Grafen Campana grüßen ...“ Dann schmiegte ich mich wie ein Kätzlein an Assunta Neris Schulter, bettelte: „Bitte, bitte, nicht böse sein!“ Und schmeichelte: „Bitte, bitte, da bleiben! Ich bin wirklich zum Sterben neugierig, ob es ein recht fettes Gespenst ist.“

Sie mußte lächeln und — natürlich blieb sie.

Ob er wohl kam?

Nein — Ja — Nein, nein!

Ja!

Er kam und — denke Dir, diese Enttäuschung! Denn er war weder fett noch alt; wenigstens durchaus nicht greisenhaft alt. Er sieht aus wie — ich möchte Dir gern den ganzen Mann mit einem einzigen Worte beschreiben — er sieht aus wie ein vornehmer Mensch.

Verstehe mich wohl, nicht nur wie ein vornehmer Mann.

Schön ist er ganz und gar nicht, kann es auch nie gewesen sein. Grade das gefällt mir an ihm. Und daß er etwas so Unnahbares hat, als stände er auf einem einsamen Alpengipfel! Den gewesenen Dichter — denn er ist es ja nicht mehr — erkennt man bei ihm noch heute an den Augen. Diesen weit offenen lichten leuchtenden Seheraugen sieht man auch jene „große Leidenschaft" an, die mich, in Gemeinschaft mit meiner Kammerfrau, so lächerlich fascinierte. Und wenn ich davon kein Sterbenswort gewußt hätte, so würde ich bei seinen Augen gedacht haben müssen: ‚Dieser Mann hat einmal in seinem Leben eine große Leidenschaft gehabt...‘ Ich könnte, was ich meine, auch so ausdrücken: ‚Dieser Mann wird noch einmal in seinem Leben eine große Leidenschaft haben!‘ ... Da er sie jedoch jetzt hat, da er eben durch diese große Leidenschaft ein Einsiedler, ein dem Leben und seiner Kunst Abgestorbener und lebendig Begrabener geworden ist, so wäre das von mir thöricht gedacht gewesen.

Du magst mich nach Belieben auslachen und verhöhnen. Aber ich werde Dir von den Augen meines einstmals angeschwärmten Poeten noch mehr erzählen:

Er hat Augen, die einmal etwas schrecklich Schönes erblickt haben müssen; etwas, was wie ein offener Himmel, oder auch wie eine offene Hölle gewesen: etwas Medusenartiges, Entgeisterndes, zugleich unfaßlich Herrliches und blendend Leuchtendes.

Du verstehst mich gewiß nicht. Ich kann auch, was ich meine, nicht ausdrücken ...

Die „süße Tragödin“ war dem Dichter entgegengegangen, ich dagegen zurückgetreten. Ich konnte daher gut beobachten.

Er hielt meine Lilien in der Hand und war erschreckend bleich. Ich verstand nicht, was er sagte. Er sprach leise und langsam wie jemand, der das Reden nicht gewöhnt ist, und der, da er einmal reden muß, Mühe hat, die Worte zu finden. Dabei blieb sein Gesicht regungslos. Ich betrachtete ihn mir sehr genau und dachte: ‚Du bist auch einer, der weiß, daß das Leben von dem lieben Gott uns armen Menschlein nicht grade zum Spaß geschenkt worden ist ... Solches Gesicht hat also ein Mann, der ein berühmter Dichter war, den dann eine große Leidenschaft packte, und der jetzt schlechte, schlechte Nächte hat.‘

Ich war noch immer sehr neugierig.

Die beiden kamen jetzt auf mich zu.

Aber der Dichter hatte nur Augen für die süße Tragödin, so daß er mich nicht einmal bemerkte ... Ich hörte jetzt, was sie sprachen. Die Neri sagte grade mit ihrer müdesten Miene, ihrer müdesten Stimme:

„Sie haben recht gethan; tausendmal haben Sie recht gethan! Liebe, Freundschaft, Kunst, Ruhm, Talent sind ja doch nur Illusionen, die der Mühe des Atemholens nicht wert sind.“

Der lebensmüde Graf erwiderte:

„Daß auch Sie so denken, finde ich trostlos.“

„Warum trostlos? Nichts ist trostlos als das Leben ... Ja, und dann noch etwas.“

„Was ist das?“

„Daß man das Leben ertragen muß.“

„Muß man?“

„Selbstmord ist so banal. Uebrigens morde ich mich fortwährend selbst.“

„Durch Ihr Spiel?“

„Jede Vorstellung ist für mich ein Tropfen Gift. Und ich brauche es wiederum notwendig, um überhaupt leben zu können.

Nur wenn ich auf der Bühne stehe, lebe ich; denn nur dann vibrieren meine Nerven. Ich stelle andere Frauen dar, erlebe also anderer Schicksale, anderer Verhängnis, anderer Untergang. Aber in allem Fremden erlebe ich doch nur mich selbst. Befragen Sie über mich einen Psychiatiker: ‚Verehrtester, was ist das eigentlich mit der Assunta Neri?‘ Der gelehrte Mann wird Ihnen erwidern: ‚Mein Herr! Assunta Neri ist gar keine Schauspielerin; sondern ein pathologischer Fall ...‘ Uebrigens scheinen Sie dasselbe zu sein.“

„Demnach wären wir Kollegen.“

Und der arme verschollene Poet quälte sich ein mattes Lächeln ab ...

Jetzt sah er mich — endlich sah er mich!

Die Tragödin hielt für unnötig, ihn zu fragen: „Kennen Sie eigentlich die Prinzessin?“ Er grüßte mich jedoch, als wüßte er, wer ich wäre.

Ich beachte stets, wie die Menschen grüßen. Bei der Frau ist der Gruß eines der wichtigsten Requisiten ihrer Toilette. Wie eine Königin allein durch die ihr mühselig eingelernte Art zu grüßen sich so sinnlos populär machen kann, daß ein ganzes Volk mit Wonne für sie sich totschießen läßt — ebenso kann ein Mann sich leidenschaftlich in eine Frau verlieben: nur, weil diese sehr anmutig zu grüßen versteht. Männer verstehen es nicht, mit Grazie und doch mit Würde zu grüßen. Sie grüßen entweder steif, oder geziert, oder burschikos; entweder zu dezent, oder zu herablassend, oder zu gleichgültig. Und so weiter!

Graf Campana grüßte mich, wie ich es bei einem Manne selten beobachtet hatte. Sein Gruß war sehr ehrerbietig, und doch voll von dem Bewußtsein einer eigenen starken Persönlichkeit, die sich niemals vor etwas Niedrigem neigen würde. Aber auch niemals vor etwas nur sogenanntem Höheren oder Hohen. Sogar Grazie hatte der Mann, den ich mir alt und unförmlich vorgestellt hatte. Aber es war die scheue spröde Anmut einer streng verschlossenen, tief einsamen, heimlich leidenden Seele.

Seine „große Leidenschaft" scheint ihn also wirklich nicht glücklich zu machen ... Seltsam! Aber ich kann das verstehen.

O, mein Gott, ich kann das verstehen!

*

Nachdem er mich gegrüßt hatte, sah er mich an: gerade in die Augen, fest und tief.

Er schien erstaunt zu sein. Mein schwarzes Spitzentüchlein und mein schmales blasses Hexengesicht thaten demnach ihre Wirkung. Sein verwundertes Auge forschte: ‚Was bist du? Ein Kind oder ein Weib; ein unschuldsvoller Engel oder eine raffinierte Sünderin?' ... Auch ich sah ihn an; und mein Blick antwortete dem seinen: ‚Ich weiß selbst nicht, was ich bin; aber ich werde es erfahren. Und dann' —

Dann redete ich ihn an:

„Ihr einsames Licht und meines sind längst gute Bekannte. Es war daher wirklich notwendig, daß auch wir uns kennen lernten."

Ich weiß, daß meine Stimme das Reizendste an mir ist. Wenn ich wollte, so könnte ich allein mit meiner Stimme einen Zauber ausüben, stark wie Magie.

Aber ich wollte niemals ...

Merkwürdig, daß es mich reizte, den weltfremden Einsiedler die Macht meiner Stimme fühlen zu lassen. Er machte denn auch dazu ein ganz sonderbares Gesicht. Die Tragödin merkte natürlich sogleich meine Absicht und schien empört zu sein. Wenigstens sah sie zum Umsinken müde aus. Sie ist dann nämlich immer gleich zum Sterben ermattet.

Der Graf hatte so hingehört, wie ich sprach, daß er überhört zu haben schien, was ich gesprochen. Ich mußte es daher wiederholen:

„Wir sind seit Anfang März Nachbarn."

„Sie sind unter mir der einsame Stern?!"

„Kein Himmelslicht, nur eine trübselige Kerze."

Er blickte mich wiederum an; und wiederum standen wir uns Aug' in Auge gegenüber. Die arme Assunta Neri wurde zusehends immer empörter, immer ermatteter.

Sie sagte:

„Wir haben Scirocco."

Ihre Worte schienen eine geheime tiefe Bedeutung zu haben: Scirocco! — Wüstenwind! Vielleicht spielte sie auf das Verhältnis des Grafen zu der Madama an, wovon ihr erzählt worden war. Aber die Anspielung hatte bei dieser Gelegenheit gar keinen Sinn.

In demselben Augenblicke kam sie ... Wie lächerlich neugierig ich war!

Sie hatte sich, von einer Meute schneeweißer Wolfshunde begleitet, im Parke befunden, war unser nicht gewahr geworden, trat aus einem Gebüsch hoher Buchsbäume und sah sich plötzlich zwei fremden Damen gegenüber. Sie trug ein hellgraues gutgemachtes Kleid.

Mein Gott — nun ja! Sie ist recht schön.

Vielmehr, sie war es einmal ...

Sie war es — mit welcher geheimen Genugthuung wir Frauen das sagen, sobald von einer sogenannten schönen Frau die Rede ist.

Wir sind doch recht kleine Seelen!

Aber die berühmte Schönheit der Madama ist in der That etwas passée — mais tout à fait passée! Und diese Schönheit ist so schwermütig ... Wo bleibt denn aber die große Leidenschaft? Für den Mann kann diese zu groß sein. Den Mann kann die Leidenschaft ersticken und erdrücken; jedoch die Frau — für uns Frauen gibt es in der Liebe nichts; aber gar nichts, was zu riesengroß und ungeheuer sein könnte. Wir Frauen spielen mit dem herrlichen vernichtenden Element wie Kinder mit Blumen. Wir Frauen sind nur dann Weib, ganz Weib, wenn wir ganz Liebe und Leidenschaft, ganz Seele und Empfindung, Hingabe und Auflösung sind.

Was den Mann in einen Abgrund schleudert, hebt uns zu Alpengipfeln empor.

Und diese Frau, diese wunderschöne Maria, ist mit ihrer großen Leidenschaft so schnell gealtert, so frühzeitig verwelkt . . . Wie konnte das nur geschehen?

Ein Geheimnis!

Aber auch dahinter werde ich kommen.

*

Von ihren wilden Wolfshunden begleitet, trat sie uns also aus den Buchsbäumen entgegen.

Die Meute stürzte auf uns zu, als wollte sie uns zerfleischen. Ein leiser, ganz leiser Ruf der Herrin hielt sie zurück. Winselnd sprangen die mächtigen Tiere an der Dame in Grau empor.

Es war ein Bild!

Ich bin wirklich eifersüchtig, eifersüchtig auf diese Madama! Schön ist sie gar nicht mehr; aber sie hat eine Stimme, eine Stimme — die meine ist dagegen gradezu unmelodisch. Mir ist solche Frauenstimme noch nicht vorgekommen.

Die Tragödin hatte sich bei dem Anblick der schönen Maria plötzlich belebt. Sie war nicht mehr mürrisch und nicht mehr müde. Sie setzte sogar eines ihrer süßesten Frou-Frou-Gesichter auf, schmückte sich mit dem allerliebsten Lächeln der „Locandiera", und rief mit samtweicher Stimme:

„Ist das Ihre Frau? Aber sie ist ja wunderbar!"

Ganz deutlich und ganz laut sagte sie: „Ihre Frau". Es war ein entzückender kleiner Coup! Ich fand ihn fast zu raffiniert und ärgerte mich darüber.

Der weltfremde Graf bewahrte vollkommen die Haltung eines verbannten Olympiers. Er antwortete nicht direkt; sondern sagte nur — und er sagte es sehr ruhig, sehr ernst:

„Das ist Maria."

Ich fand ihn in diesem etwas bedenklichen Moment wundervoll distinguiert.

Die Neri in ihrer sublimen Rücksichtslosigkeit kehrte sich von nun an überhaupt an nichts anderes mehr als an ihre plötzliche Caprice. Sie beschäftigte sich angelegentlich mit

der guten Maria, die allerdings ziemlich geschickt die Dame imitiert.

Solche Künstlerin ist doch aus Impulsen zusammengesetzt! Ich begreife nicht, wie man impulsiv sein kann. Bei mir ist alles Reflexion und Berechnung. Ich kann — ich versichere Dich — ich kann nicht ein Wort sagen, mich nicht auf einen Stuhl setzen, mir nicht die Handschuhe zuknöpfen, ohne vorher nicht eisig kühl überlegt zu haben, was ich sagen, wie ich mich setzen, wie ich mir die Handschuhe zuknöpfen soll.

Woher kommt das? Bin ich so geschaffen worden, oder bin ich lediglich das Produkt einer gewissen gesellschaftlich faulen Ueberkultur?

Aber wozu hierüber reflektieren? Ganz gleich, wodurch ich so geworden bin — da ich nun einmal so ward.

Ich ließ die Neri der Madama gegenüber ruhig die anstrengende Rolle der grande charmeuse spielen und blieb mit dem Grafen zurück. Unsere Unterhaltung, die ich einleitete und fortführte, lautete ungefähr so:

„Halten auch Sie einen Teil unseres heutigen Geschlechts: Männer sowohl wie Frauen, für früh gealtert und entnervt?"

„Ich weiß nur, daß ein junges Geschlecht da ist; und daß ich selbst zum alten gehöre."

„Wer sich noch für etwas begeistern kann, ist beneidenswert jung."

„Meinen Sie mich?"

„Sie leben ja beständig in Ekstase."

„Ekstase, wofür?"

„Für — sagen wir, für die Einsamkeit, für die Schönheit ... Mir scheint unser heutiges Geschlecht eine sehr daseinsmüde Generation zu sein — wenigstens ist sie eines ehrlichen Enthusiasmus psychisch und physisch vollkommen unfähig. Unter der Sonne gibt es nichts, wofür diese neue junge Generation sich begeistern könnte. Es müßte denn sein, daß sie über sich selbst in Entzückung gerät."

„Und Sie?"

„Ich bin nur ein Typus des jungen modernen Frauengeschlechts."

„Des jüngsten und modernsten?"

„Allerdings gehöre ich zu jener Spielart, die der Emotionen bedarf, die ohne Emotionen gar nicht existieren kann. Und zwar müssen es sehr raffinierte Emotionen sein."

„Was verstehen Sie unter ‚raffinierten Emotionen'? . . . Ich muß wie ein Schulknabe fragen."

„Raffinierte Emotionen nenne ich gewisse verfeinerte Seelenschwingungen, die wie Haschisch wirken. Sie erkundigen sich danach am besten bei der großen Tragödin, welche die ganze Skala von Emotionen, soweit sie einer Frau überhaupt zugänglich sind, abspielt wie ein Virtuos seine Bravourstücke. Ist sie doch selbst nichts anderes als solche allersubtilste Nervensache, als Künstlerin sowohl wie als Weib."

„Und das heißt man dann eine ‚moderne Frau'?"

„Und eine moderne Frau heißt man die Selbstentwickelung des Weibes. Endlich entdeckte die Frau sich selbst — gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts! Es wäre dafür immer noch Zeit genug gewesen; denn viel wird dabei wohl nicht herauskommen. Schönheit gewiß nicht. Nur ein ewiger Wechsel, ein beständiger Kontrast, ein endloser Widerspruch. Und das ist doch grade nicht sehr erquicklich."

„Jedenfalls findet die moderne Frau sich selbst sehr interessant?"

„Jedenfalls ist sie über sich selbst etwas erstaunt. Und dann — die lange, lange Ungewißheit hat wenigstens aufgehört."

„Ungewißheit, worüber? Sie sehen, ich bedarf Ihrer Belehrung."

„Ungewißheit über die wahre Bestimmung der Frau."

„Ist dies die Emanzipation?"

„Aber nein!"

„Was nennen Sie dann die ‚wahre Bestimmung der Frau'?"

„Vielleicht das ewig Weibliche. Also das ewig Zärtliche, das ewig sich Hingebende.“

„Also Liebe, Leidenschaft?“

„Das sind gar erhabene Worte! Halten Sie unser heutiges Geschlecht für fähig, Leidenschaft fühlen zu können? Die große Leidenschaft!“

„Sie zweifeln daran?“

„Sehr.“

„Ihre ewige Weiblichkeit schließt demnach die Leidenschaft vollkommen aus?“

„Sie ist nur für Götter; und da es keine Götter mehr gibt . . .“

„So gibt es auch keine Leidenschaft mehr?“

„Gott sei Dank, nein.“

Nach diesem Geschwätz, das nur dazu dienen sollte, um den Herrn über mich zu verwirren, entfernen wir uns. Die impulsive Tragödin umarmte beim Abschied die Madama zärtlichst. Ich hatte kein Wort mit ihr gesprochen.

Ich habe auch den Grafen nicht aufgefordert, mich in der Villa Taverna zu besuchen.

Vielleicht kommt er ohne Aufforderung.

Die Neri war sogleich wieder mürrisch und müde. Ich fragte sie lächelnd:

„War ich sehr kokett gegen Ihren armen Poeten?“

Sie würdigte mich gar keiner Antwort.

Ich war aber auch wirklich sehr, sehr kokett.

*

Das eine will ich noch hinschreiben:

Die zwei einsamen Menschen in der Villa Falconieri sind zwei sehr unglückliche Menschen.

Die Frau empfindet für den Mann wirklich eine große Leidenschaft. Aber es ist jene Leidenschaft, die so hoffnungslos ist wie der Tod; denn:

Er liebt sie nicht wieder!

Also weiß seine einsame lechzende Seele nichts von

dem himmlischen Feuer? ... Nein — noch weiß sie nichts davon!

Aber es kommt der Tag, an dem sie davon wissen wird: so viel davon wissen, daß es sie umbringt! Denn dieser Mann hat Augen, wie ein Mensch sie haben muß, der fähig ist, an einer großen Leidenschaft zu Grunde zu gehen.

Und auch dieses sollst Du noch erfahren:

Es freut mich, daß er die Madama nicht liebt.

Es freut mich von ganzem Herzen!

Denn ich gönne dieser Frau nicht diesen Mann.

Weißt Du, was ich bin?

Nein!

Aber ich weiß es.

Ich bin nicht nur eine unverbesserliche grande mondaine; ich bin vor allem eine herzlose bösartige satanische grande coquette.

Ich habe Dir gebeichtet. Deine Absolution will ich nicht; denn:

Ich will mich nicht bessern.

Der Herr sei meiner armen Seele gnädig.

*

Villa Taverna-Borghese, 3. Mai.

Die Neri scheint am Cypressenteich eine neue Rolle zu studieren, so häufig ist sie in der Villa Falconieri.

Sie sprach mit mir kein Wort über die beiden einsamen Menschen; und ich fühle, daß sie mich beobachtet und beargwöhnt. Sie scheint aus der Koketterie, die ich bei meiner Begegnung mit dem Grafen sehr glücklich entwickelte, Gott weiß was für tragische Schlüsse zu ziehen und dadurch bei mir einen vollständigen Mangel an gutem Geschmack vorauszusetzen. Selbst für eine Caprice wäre der Fall da oben ganz und gar — nicht mein Fall!

Möglicherweise fürchtet sie für die Ruhe ihres Dichters. Aber diese soll ja wohl Kirchhofsruhe sein? Sie etwas zu

stören, den Grafen für seinen hochmütigen Wahn — denn es ist Hochmut, zu glauben, die ganze Welt entbehren zu können — etwas zu züchtigen, würde meiner Eitelkeit vielleicht schmeicheln. Immerhin ist er nicht der erste beste; also nicht einer von jenen Larven, die mich umwimmeln.

Es ist in der That das erste wahre Menschengesicht, welches ich bei einem Manne erblickt habe — bei der Frau ist es, außer Deinen reinen stolzen Zügen, meine geliebte Madame Charme, nur noch mein eigenes Gesicht!

Allein aus diesem Grunde würde es der Mühe lohnen, meine Evanatur ein wenig spielen und schillern zu lassen. Aber sei ruhig, liebe ängstliche Seele! Ich will Großmut üben und mich mit dieser einen Probe begnügen — da sie ziemlich gelungen ausgefallen zu sein scheint.

Daß ich ein einziges Mal so recht nach Herzenslust kokett war, ist mir wahrhaftig nicht zu verdenken bei dieser grenzenlosen gespenstischen Oede in mir. Eine echte Frau muß kokett sein! Das ist für die Frau einfach Naturnotwendigkeit. Nun konnte ich bisher meiner Natur nicht folgen; denn mit wem hätte ich wohl kokettieren sollen?

Etwa mit dem Prinzen? Mit diesem raffinierten blasierten entnervten Liebeskünstler und brutalen Egoisten, der zufällig mein Mann ist? Oder mit dem ganzen übrigen Schwarm von seinesgleichen?

Etwas in meiner Natur ist daher — ich fühle es! — dem Verkümmern und Verkrüppeln nahe; und zwar ist dieses untergehende Etwas schließlich alles. Es ist das ganze Weib in mir! Um mich weniger tragisch, um mich ziemlich frivol auszudrücken: diese Verstümmelung meiner Weibnatur, die ich mir ohne Unterlaß selbst zufüge, entstellt meine Schönheit. Denn nicht bis in die Fußspitze hinein Weib zu sein, ist nicht weniger häßlich, als ein lahmes Bein zu haben, einen schiefen Rücken, oder eine rote Nase.

Denke doch, eine rote Nase — entsetzlich!

Willst Du, daß Deine allerliebste Viviane ein Ungetüm sein soll?

Du siehst, daß ich für meine Kokettterie mit dem armen Grafen immer mehr Gründe finde. Doch wiederhole ich Dir feierlichst: ich lasse es an diesem einen Mal genug sein.

Weshalb?

Nicht aus sogenannter Moral!

Ich schwöre Dir zu: wahr und wahrhaftig nicht aus einer abgestandenen engbrüstigen altjungferlichen Tugendhaftigkeit; sondern lediglich aus Laune. Du weißt, das ist für uns Frauen der Grund aller Gründe. Eine höhere Instanz, bei der wir wider uns selbst Berufung einlegen könnten, gibt es für uns nicht.

Uebrigens hat der Graf von seinem Sonderlingsrechte besten Gebrauch gemacht und in der Villa Taverna keine Visite abgestattet. Vielleicht steckt die große Tragödin dahinter. Dieses Künstlervolk bildet ja untereinander einen Geheimbund — genau so wie die Leute der Gesellschaft, die der Trieb der Selbsterhaltung wie Galeerensklaven zusammenkettet. Auch weiß ich ja, daß die Neri den Dichter der ‚Agrippina‘, dem sie Dank schuldig ist, für ein kleines psychologisches Experiment viel zu gut hält.

Aber der arme Graf hat schlechtere Nächte als je; denn sein einsames Licht leuchtet jetzt bis in den hellen Tag hinein. Allerdings leistet meine nächtliche Flamme der seinen treue Gesellschaft.

Gestern nacht bekam ich plötzlich die fixe Idee: ‚Jetzt steht der Graf auf der Galerie, die um sein Zimmer läuft, und schaut herüber.‘ Um mich von meiner Einbildung zu heilen, nahm ich mein Glas, begab mich in ein Nebenzimmer, und richtig — dort stand er! Deutlich hob sich seine Gestalt vom hellen Hintergrund des erleuchteten Fensters ab.

Vielleicht war es ein Zufall.

*

Schrieb ich Dir bereits, daß ich mir Cola Campanas sämtliche Werke kommen ließ, und daß ich seine sämtlichen Werke jetzt lese?

Aus reiner Neugierde!

Zum erstenmal seit meiner Klosterzeit liegt auf meinem Lesepult kein französischer Roman. Die Gegensätze zwischen dieser und jener Lektüre sind merkwürdig; denn bei Cola Campana scheinen die Frauen eines ganz andern Zweckes wegen auf Erden zu sein als bei den Franzosen. Meiner Natur nach sollte es mich langweilen; doch eben der Kontraste wegen interessiert es mich.

Wir werden ja sehen ...

Die große Tragödin will mich bald verlassen, und — ich halte sie nicht zurück.

Diese Schauspielerinnen sind verwöhnter als eine Königin und kapriziöser als la plus grande mondaine du monde! Der Prinz benimmt sich nach wie vor wundervoll lächerlich mit seinen krampfhaften Versuchen, von der Tragödin unwiderstehlich gefunden zu werden — obgleich das Weib Assunta Neri ihn absolut nicht reizt. Es ist nur seine Eitelkeit, die sie haben will. Allein um dieser Komödie willen war es hübsch, die große Dame bei mir gehabt zu haben.

*

Heute sprach sie mit mir über den Grafen und die Madama. Ich war anfangs etwas zerstreut, hörte also zuerst schlecht zu. Erinnere ich mich recht, so begann sie das Gespräch folgendermaßen:

„Sie ist ein ganzes Weib; aber er ist zu sehr verträumt und in sich selbst verloren, um ein ganzer Mann zu sein. Sie will nichts anderes, als lieben und geliebt werden — also nichts anderes, als Weib sein; er dagegen denkt nur daran, sich selbst zu verleugnen und seinem eigenen leidenschaftlichen Ich zu entfliehen. Sie geht an ihrer vollen Weiblichkeit, die sie nicht bethätigen kann, zu Grunde; und er daran, daß sie nicht die Frau — nicht die eine und einzige Frau ist, die für diesen einen und einzigen Mann geschaffen ward. Uebrigens ist von den beiden sie die weitaus wertvollere Existenz.“

„Weil sie nach der Liebe des Mannes schmachtet und wahrscheinlich verschmachten wird?“

Da ich die schöne Maria nun einmal nicht leiden kann, sprach ich ziemlich wegwerfend von ihr. Die Neri sah mich mit ihren melancholischen Tragödinaugen so groß an, daß ich mich ärgerte, und sagte:

„Wollen etwa Sie deswegen die arme Frau verächtlich finden?“

Jetzt ward ich böse:

„Weshalb betonen Sie so scharf, ob ich die Dame deshalb verächtlich finde?“

Jetzt lächelte sie; und jetzt war sie sofort wieder reizend. Aber ihr Lächeln war sehr traurig.

„Weil auch Sie eine Schwester der schönen Maria sind. Wir alle, die wir echte Frauen und nichts anderes als echte Frauen sind, müssen uns Schwestern der armen Maria nennen.“

Empört rief ich:

„Ich sollte schmachten und schließlich verschmachten! . . . Wonach schmachten? Meine Frauennatur zu erfüllen? Weswegen verschmachten? Weil ich meine wahre Natur nicht erfüllen — nicht die Sklavin, das Geschöpf, die Geliebte eines Mannes sein kann, des ganz bestimmten einen und einzigen Mannes, für den ich eigens geschaffen ward?“

Ich war wirklich geärgert. Doch die Tragödin blieb gelassen und schwermütig.

„Ich wüßte nicht, was ich Ihnen Besseres wünschen könnte.“

„Als was?“

„Als eine große Leidenschaft.“

Es durchschauerte mich plötzlich . . . Es war jenes eigentümliche zitternde fröstelnde Schauern, welches uns überfällt, wenn jemand über unser Grab gehen soll.

Warum mußte sie aber auch grade die Phrase von der großen Leidenschaft brauchen?!

Ich rief:

„Eine große Leidenschaft ... Wie sollte ich dazu kommen? Was sollte ich damit anfangen? Ich bin gar nicht im stande, eine große Leidenschaft zu empfinden, will dazu gar nicht im stande sein! Sie kennen mich eben nicht, Sie überschätzen mich."

Und ich lachte hell auf.

„Ich möchte sie Ihnen gönnen," sagte die seltsame Frau langsam und leise.

Ich erwiderte sehr erregt:

„Wie können Sie mir etwas gönnen wollen, was nun einmal nicht in meiner Natur liegt? Ich bin ja viel zu kokett, viel zu äußerlich, zu mondaine und zu klein, um einer großen Leidenschaft überhaupt fähig zu sein. Es weiß ja kein Mensch, wie klein und erbärmlich ich bin!"

Und in einem Anfall von Tollheit — denn etwas anderes kann es nicht gewesen sein — glitt ich auf den Teppich und der Tragödin zu Füßen nieder, umfaßte sie mit beiden Armen, verkroch mich mit dem Kopf in ihren Schoß und begann herzbrechend zu schluchzen.

Stelle Dir vor: ich, Deine kleine niederträchtige satanische Viviane, begann herzbrechend zu schluchzen.

Ich war also einfach verrückt; und sie benahm sich einfach himmlisch. Ich glaube, sie sagte mir:

Ich wäre ein armes süßes Ding, sie hätte mich sehr lieb und ich thäte ihr schrecklich leid. Denn ich gehörte zu denjenigen Frauen, deren Natur verkümmerte.

Und sie sagte mir ferner:

„Das Geschwätz von der berühmten Souveränität der Frau ist Unsinn! Eine Frau ist nur souverän in der Liebe und im Leiden, unumschränkte Herrscherin nur in der Hingabe ihres ganzen Selbst."

Und sie sagte mir zum Schluß:

Sie halte mich durchaus für fähig, eine große Leidenschaft zu empfinden, ganz darin aufzugehen! Es wäre wie Flammentod der Seele in einem himmlischen Feuer.

Sie sprach zu mir, wie zuvor noch niemals ein Mensch

gesprochen hatte, wie ich nicht für möglich gehalten, daß jemals jemand zu mir sprechen würde. Sie war sehr, sehr traurig; aber sehr groß — herrlich groß!

Du kannst den Eindruck, den ihre Rede auf mich machte, gar nicht begreifen. Zum erstenmal ging mir eine Ahnung davon auf, daß ich vielleicht doch etwas mehr wäre als eine unverbesserliche Mondaine; und daß von den beiden Seelen in mir die eine doch noch einmal groß und gut empfinden könnte. Denn ich will nicht, will nicht, will nicht so erbärmlich in mir selbst verbrennen, will nicht aufhören zu leben, bevor ich überhaupt gelebt habe.

Höre es, göttliche Vorsehung! Und höre es, gemeiner Zufall:

Ich will nicht!

*

Assunta Neri ist abgereist.

Sie ist zu Tode erschöpft. Aber sie muß Komödie spielen; denn sie will Geld verdienen. Sie geht mit ihrer Truppe nach Rußland.

Wann werde ich sie wiedersehen?

Wie werde ich sie wiedersehen?

Sie scheint wirklich nicht zu wünschen, daß ich dem Grafen wieder begegne. Aber sie denkt dabei weniger an ihn als vielmehr an die Madama, die den Grafen liebt, von ihm nicht wiedergeliebt wird und daran allmählich zu Grunde geht ... Bildet sie sich etwa im Ernst ein, ich könnte mit der guten Maria rivalisieren wollen?

Demnach müßte ja der Graf der eine und einzige Mann sein, der —

Welch ein Gedanke!

Schließlich ist er eben doch schon ein alter, wenigstens ein alternder Mann ... Und die Jugend ist etwas so Köstliches, Berauschendes, Seligmachendes!

Aber Assunta Neri ist fort! Und durch ihren Verlust empfinde ich plötzlich ihren Wert in vollstem Umfange. Sie

ist solche Ganzheit — ich weiß es nicht besser auszudrücken. Alles an ihr ist ungeteilt und ganz. Die Leute nennen sie eine große Künstlerin ... Ich möchte sie viel einfacher einen großen Menschen heißen.

Weißt Du: es ist doch etwas Geheimnisvolles und Wundervolles um die Wirkung eines solchen Geistes auf andere schwache Geister. Man mag wollen oder nicht, man mag sich sträuben und dagegen sich auflehnen; aber die Wirkung des wahrhaft Großen ist doch so mächtig, daß man selbst daneben weniger klein erscheint.

Man muß sich allerdings auf die Fußspitzen stellen.

Assunta Neri ist fort! An der Leere, die sie zurückläßt, fühle ich, daß sie dagewesen ist; und daß ich — recht einsam bin.

Jede Nacht grüße ich jetzt das einsame Nachbarlicht. Fast jede Nacht sehe ich den Grafen auf der Galerie stehen und zu seiner hellen Gefährtin in der Finsternis hinübergrüßen.

*

Ich lese Cola Campana, nichts als Cola Campana!

Dieser Dichter kennt weder die Welt, noch die Menschen.

Am allerwenigsten kennt er uns Frauen.

Er hat nur das Verlangen, uns kennen zu lernen.

Um diesen Dichter in allem, was er jemals war und dichtete, erschöpfend zu charakterisieren, genügt ein einziges Wort. Denn im Grunde genommen ist es nur ein einziges Wort, welches Cola Campana in den fünfzehn oder zwanzig Bänden seiner gesammelten Werke geschrieben hat.

Dieses eine einzige Wort lautet:

S e h n s u c h t!

Er sehnt sich eben so heiß, zu leben wie zu sterben. Er sehnt sich nach Glück genau so grenzenlos wie nach Trübsal. Und er sehnt sich nach Liebe. Er sehnt sich, darin unterzugehen!

Er spricht davon, sie einmal gefunden zu haben. Aber ich behaupte: er fand sie nicht! Und ich behaupte ferner:

sollte er sie noch einmal finden, so würde er noch einmal — vielleicht grade kein glücklicher Mensch werden; darauf kommt es auch nicht an — so könnte er noch einmal etwas schaffen, etwas Großes und Bleibendes.

Aber die Liebe ist kein Ding, das der eine verlieren und der andere zufällig aufheben kann. Der gute Graf mag noch einmal volle zwanzig Jahre unter den Steineichen und am Cypressenteich umherirren, ohne der großen Göttin zu begegnen.

Lache mich aus!

Aber mir ist eingefallen, daß eigentlich die Neri die erweckende und erlösende Gottheit spielen könnte — trotzdem sie keine Verse sprechen kann. Sie würde es immerhin superb machen und beim Fallen des Vorhangs in einer ravissanten Pose dastehen. Es müßte dies um so mehr ganz ihr Fall sein, da von einer glücklichen Liebe nicht die Rede sein würde, sie also nach Herzenslust unglücklich lieben könnte. Später käme es so: der Graf schreibt für sie ein Stück und sie studiert die Rolle oben am Cypressenteich, in dem sich die schöne Maria den Liebestod gibt. Das Stück wird mit der Neri aufgeführt, hat einen Sensationserfolg und — Ueber den Schluß bin ich mir noch nicht klar. Das Drama muß sehr modern enden, ohne Sentimentalität, nebelhaft ungewiß à la Ibsen.

Aber Graf Campana würde gewiß niemals eine Rolle für die Neri schreiben können, weil die Neri nur eine echte, nur eine durch und durch moderne Frau spielt; und weil der Graf die Frau nicht kennt: weder die moderne, noch die unmoderne Frau!

Nicht einmal das hat die schöne Maria zu bewirken vermocht: daß er durch sie unser Geschlecht kennen lernte! Nicht wie dieses zu sein scheint; sondern wie es in Wirklichkeit ist.

Und weshalb lehrte sie ihn uns nicht kennen?

Ich finde immer nur ein und dieselbe Antwort, soviel ich darüber auch nachdenke ... Er liebt sie nicht, er liebte

sie nie! Und weil er nie liebte: weder die schöne Maria noch überhaupt eine Frau; darum kennt er uns nicht, darum wird er uns nie kennen lernen, bis er —

Weshalb er wohl diese Frau ihrem Manne fortnahm?

Mit dem raffinierten Instinkt der Frau fand ich es gleich nach der ersten Begegnung mit den beiden heraus.

Diese Maria ist zu sehr eine Schwesterseele des Mannes. Sie ist ihres Mannes getreuer Kamerad, sein bester Gefährte. Sie ist gewiß eine verehrungswürdige Gattin; aber sie kann niemals eines Mannes Geliebte sein. Ihr fehlt jegliche Koketterie, jegliche Fraueneitelkeit, jedes Bewußtsein ihres Geschlechts.

Auch die keuscheste Frau muß in ihrer Seele ein Atom Hetäre sein. Wohlverstanden: Hetäre, nicht Dirne.

Der volle Mann bedarf des vollen Weibes. Und diese wunderschöne Maria ist ein wunderschönes Bild ohne Gnade, ohne jede Gnade, die den Mann selig macht. Lange genug hatte es bei mir bedurft, bis ich schließlich durch das brutale Faktum der Dinge mich überzeugen ließ, daß es so ist.

Jetzt weiß ich's.

Ob die Madama sich hätte anders entwickeln können?

Ich glaube, ja!

Hätte sie in dem einsamen Manne da oben zugleich den glühenden Liebhaber und nicht nur den Erlöser und Retter, den treuen Gefährten und brüderlichen Seelenfreund gefunden, so wäre sie gewiß nicht zu der Schattengestalt einer schmerzensreichen Gattin verkümmert. Wie konnte sie aber in ihrem Manne den Liebhaber finden, da sie diesen in dem Träumer nicht zu wecken vermochte?

Dazu bedurfte es einer andern Gewalt.

Die schöne Maria hatte nur eine einzige Seele: die der ehrbaren Frau. Doch diese eine Seele genügt nicht.

Wir Frauen bedürfen einer zweiten Natur — ich muß es an dieser Stelle noch einmal sagen.

Warum, um Gottes willen, schreibe ich dies alles auf?!

Ich schreibe es auf, weil ich es denke; und weil ich mir gelobt habe: was ich denke, auch auszusprechen — alles auszusprechen!

Nicht allein für Dich, meine Freundin; sondern auch für mich selbst.

Ich muß auch gegen mich selbst den Mut der Wahrheit besitzen.

*

Es fängt an heiß zu werden — endlich!

Ich bin wie eine Lacerte und bade mich im Sonnenschein. Aber ich husche und ruschle nicht herum; sondern bleibe wollüstig still liegen.

Die Sonnenglut übt eine eigentümliche mystische Macht auf mich aus. Sie ist wie ein Zauber. Bei Kälte bin ich krank, müde, zu Tode erschöpft, halb leblos. Erst wenn andere vor Hitze verschmachten, erwache ich und beginne zu leben: ein elementares Lichtdasein! Die Glut durchschauert mich wie junger Wein. Sie berauscht mich. Ich könnte mir Rosen durch das Haar winden und zur Mänade werden.

Vielleicht war ich einmal, als noch die alten großen Götter über die junge Erde dahinschritten, die Geliebte des Sonnengottes.

Es sind dann für meine sehnsüchtige Seele schlimme Zeiten; denn alle meine Sinne geraten ins Taumeln ...

*

So voll empfand ich die Wonnen der großen Frühlingsfeier des Südens noch niemals! Mir ist, als erlebte ich dieses Blumenbacchanal zum erstenmal. Vormittags lasse ich meine Kissen hinaus in den Garten tragen und ruhe zwischen den blütenvollen Sarkophagen. Sie gleichen jetzt riesigen Opferschalen, denen alle Wohlgerüche Arabiens entströmen. Die Welt ist von ihrem eigenen Frühling so berauscht, daß die Schmetterlinge auch mich für eine märchenhafte weiße Blume halten und sich in mein Haar und auf meine Brust niederlassen.

Ich schrieb Dir nicht, daß ich vor diesen ersehnten heißen Tagen recht leidend war. Du hättest Dich geängstigt und ich hätte Dich durch die Frivolität, mit der ich mein Leiden hinnehme, nur geärgert.

Gesundheit ist so brutal!

Ich hatte Schmerz in der Brust und der Bluthusten war stärker geworden. Mein tiefbesorgter Gemahl hätte mich gern nach Cannes oder Nizza geschleppt. Aber das ganz neu und entzückend möblierte Villino vor der Porta Pia war zum Glück ein Hindernis; denn die Campagna, diese größte Tragödie der göttlichen Dichterin Natur, hat es mir launenhaftem unberechenbarem Geschöpf nun einmal angethan.

In diesen letzten heißen Wochen habe ich mich so rasch und wunderbar erholt, daß ich sogar wieder reiten darf. ‚Aha!‘ so denkst Du jetzt gewiß, ‚meine unverbesserliche grande mondaine will in der „tragischen“ Campagna die Fuchsjagden mitmachen und auf den Rennen bei den Capannelle als Amazone die Herzen der römischen goldenen Jugend berücken . . .‘ Ich freue mich, ich triumphiere; denn:

Ich bin eben doch besser als mein Ruf.

Weder Fuchsjagden noch Rennen; sondern einsame köstliche Ritte durch die Wälder und Ruinen von Tusculum.

Kennst Du Tusculum?

Nein!

Also höre:

Ein ausgedehntes hügeliges Gebiet, von Oelwäldern wie von schimmernden Schleiern umzogen. Du schreitest über Wiesen, die Gärten gleichen, trittst in Haine, wo nur die Tempel der Diana fehlen, um die Seele mit mystischen Schauern zu erfüllen . . . Frischgrüner heiterer Kastanienwald! Weite stille Rasenflächen mit einer einsamen gewaltigen Pinie . . . Unter Cypressen ein zerstörtes antikes Grab . . . Unter Blüten vergraben, eine antike Straße, ein antikes Nymphäum, die Reste einer großen antiken Villa . . . Hier wieder Ruinen. Und hier wieder! Noch führen Stufen hinauf ins Haus, noch glänzt die Mosaik, noch stehen die

riesigen Weinamphoren in den Boden gemauert ... Ruinen überall!

Und überall Schweigen, Frieden, Einsamkeit, Wildnis — Schönheit.

Höher auf dem Berge eine Gräberstraße, ein Amphitheater, eine Kaiservilla, ein Forum ... Noch ein Theater! ... Zisternen, Säulen, Altäre, Statuen, Gebälkstücke — Trümmer, Trümmer, Trümmer ...

Darüber jubilieren die Lerchen, kreisen die Falken.

Im März blaut der einsame Berg von Veilchen; und jetzt —

Du kennst den Wagnerschen „Feuerzauber"; aber Du kennst nicht den tusculanischen Ginsterzauber.

Wie kann ich Dir diese Blütendichtung nur schildern?

Der Berg scheint sich geöffnet und goldene Wogen ausgeworfen zu haben. Von allen Seiten rinnen und rieseln lautlos leuchtende Blumenbäche nieder. Sie durchbrechen die Waldungen, sie dringen in die tiefsten Dickichte, sie überschwemmen die Fluren, umwogen die Ruinen, füllen jeden Graben, jede Senkung. Sie stauen sich zu einem See. Du versinkst in den weichen stillen goldigen Fluten. Alles um Dich glänzt und gleißt. Du hast das Gefühl: würde die Sonne nicht scheinen, so würde der Berg strahlen.

Habe ich es Dir geschildert?

Nein!

Ich habe es nur gesagt.

Jeden Abend reite ich in meinem weißen Amazonengewande auf weichen, sanft ansteigenden, sanft abfallenden Wegen kreuz und quer, über und um die tusculanischen Berge. Bei jedem Ritte mache ich neue Entdeckungen. Wie ein Pfadfinder des Urwalds durchdringe ich die Gebüsche, wo das Caprifolium mir ins Gesicht schlägt und mein Pferd wilde Lilien und Päonien zertritt. Plötzlich leuchtet mir etwas entgegen; es ist eine gesunkene Marmorsäule. Plötzlich erhebt sich vor mir gewaltiges Gemäuer — ein Labyrinth von Kammern, Korridoren, Wölbungen thut sich auf.

Jetzt sollst Du hören, was ich gestern in dem Ginsterzauber erlebte.

Bei Camaldoli ließ ich den Groom zurück, dessen fashionable Existenz in diesen Einsamkeiten überhaupt keinen Sinn hat. Ich ritt dem Gipfel von Tusculum zu, der durch das Zeichen des Kreuzes gegen allen Höllenspuk und jegliches Teufelswerk geschützt ist. Ich kam in einen verwachsenen Weg und geriet zwischen zwei steile Ginsterwände. An den baumhohen Büschen war kein grünes Blättlein zu sehen, nichts als goldige Blüten. Bis auf den Boden fielen die Zweige herab und legten sich lang und breit darüber hin.

Immer enger wurden die Wege, immer näher rückten die schimmernden Mauern zusammen. Es war, als ritte ich zwischen endlos langen, märchenhaften, vom Sonnenfeuer entzündeten Scheiterhaufen dahin. Denn über all dem Glänzen und Glühen lag der grelle Schein der Abendsonne.

Jetzt züngelte die blumige Lohe an mir empor, jetzt packten mich die Brände, schlugen die Flammen über mir zusammen . . .

Wie weiche zärtliche Kinderarme legten sich die strahlenden Zweige um meinen Hals, schmeichelten mir die Wangen, hüllten mich und mein Pferd in lauter Glorie ein.

Ich konnte mich in dem Blütenfeuer einer unverletzlichen seligen Gottheit gleich dünken.

Plötzlich ragte eine turmhohe Felsenwand vor mir auf. Unzugänglich entstieg sie dem glühenden Ginstermeer wie der Brunhildenstein der „wabernden Lohe“. Das wilde Gestein war dicht von einer hellgelben Moosflechte umsponnen, daß es glänzte wie mit Goldplatten beschlagen; den Rand des jäh in die Tiefe abstürzenden Gipfels säumte ein Kranz von blühendem Weißdorn und darüber, wie in einem schneeigen Gewölke, schwebte ein großes dunkles Kreuz.

Es ist die ehemalige Burg von Tusculum.

Ich konnte nicht vorwärts, hielt mein Pferd an, schaute mich um und — sah mich dem Einsiedler von der Villa Falconieri gegenüber.

Auch er, aus den goldgelben Dickichten tretend, erblickte mich plötzlich.

Er grüßte mich nicht; sondern stand unbeweglich und starrte mit seinen weitoffenen leuchtenden Ascetenaugen auf mich wie ein fanatischer Mönch, der nach langer schwerer Pönitenz eine Vision hat: die Erscheinung eines schönen satanischen Weibes.

Und es war doch nur Deine arme kleine Viviane.

Ich war etwas verwirrt. Zugleich fühlte ich mich geschmeichelt.

Das war nun wiederum eine vollständig neue Empfindung, die ich mit stiller Verwunderung und mit mehr Aerger als Freude plötzlich bei mir entdeckte. Der sichtlich starke Eindruck, den mein unvermuteter Anblick auf den phantastischen Grafen machte, der nicht einmal ein rechter Mann, sondern nur eine Ausnahmsnatur ist, hätte mir vollständig gleichgültig sein müssen. Aber ich hatte mich in meinen dunklen schlaflosen Nächten zu viel mit seinem einsamen Lichte beschäftigt.

Das rächte sich jetzt.

Du, reine Göttin, weißt es natürlich nicht. Aber ich, die absolute grande mondaine, weiß es um so besser! Nämlich, daß wir echten Evastöchter in solchen gefährlichen Augenblicken eine ganze Hölle voller Teufel in der Seele haben. So ließ ich denn zu dem duftenden Feuerzauber der Ginsterblüte nach Herzenslust meine Funken sprühen, alle meine Flammen züngeln und zucken.

Nachdem ich ihn eine Weile seine Vision hatte schauen lassen, rief ich lachend:

„Ich bin Fleisch und Blut, Graf Campana! Und zwar bin ich sehr irdisches Fleisch und Blut — leider. Selbst Sie, großer Frauenverklärer, würden mit mir nichts anfangen können, was ich der Situation wegen bedauere. Denn dieser unerwartete meeting von Einsiedler und Weltkind inmitten der Ginsterblüte, unter dem Kreuz von Tusculum, ist doch gewiß ein Stück Poesie — allerdings längst überwundener, höchst unmoderner Romantik.“

Diese thörichten Dinge schwatzte ich aus drei Gründen. Erstens wollte ich meinen Aerger über meine geschmeichelte Eitelkeit cachieren; zweitens wollte ich den Triumph genießen, ihm zu fühlen zu geben, daß er mir meinen kinderleichten Sieg über seine Phantasie zu deutlich hatte merken lassen; drittens — ich muß auch das noch einmal sagen — reizte es mich mehr und mehr, diesem Mann, der so souverän glaubte, ohne die wirkliche Welt, besonders ohne die irdischste und zugleich himmlischste aller Welten: die der Frauen, bestehen zu können — es reizte mich, diesem Schwärmer eine kleine Lektion zu erteilen.

Wie schwach muß sein Widerstand sein.

Oder — wie groß meine Macht!

Ich kann es auch so ausdrücken: wie riesengroß muß seine Sehnsucht sein, wie verzehrend sein Durst, wie wüstenöde seine Vereinsamung ...

Die Nähe einer Gefahr witternd, war ich dadurch nicht erschreckt; sondern ich fühlte mich davon berauscht. Ich selbst konnte mich ja jeden Augenblick in Sicherheit bringen.

Ich sah die Anstrengung, die es ihn kostete, seinen Blick von mir abzuwenden. Es mußte ihm gradezu physischen Schmerz verursachen. Aber ich fühlte kein Mitleid mit ihm.

Wir Frauen haben etwas Neronisch Grausames und Blutdürstiges in unserer Natur. Ich kann begreifen, daß die alten Römerinnen bei den Zirkusspielern saßen und tagelang gierig zuschauten, wie Bestien Bestien und Menschen Menschen zerfleischten.

Jetzt kam er auf mich zu: langsam, wie durch Magie zu mir hingezogen. Seine visionären Augen schauten jetzt an mir vorüber ins Leere, um seine vertrockneten und doch so lechzenden Lippen zuckte es.

Ich beobachtete alles und war neugierig, was er sagen und thun würde.

Es kam anders, als ich glaubte, als ich heimlich gehofft hatte.

Er bezwang sich und gewann wieder seine große Haltung, quälte sogar seinem armen blassen Munde ein irrendes Lächeln ab. Nur war er nicht im stande, seinen Blick aus dem Leeren auf mich zurück zu richten. Trotzdem fühlte ich mich enttäuscht und verletzt.

Was, um Gottes willen, hatte meine tolle Eitelkeit eigentlich erwartet?

Eine Frau erträgt nichts weniger, als wenn ihr angedeutet wird, daß sie sich verrechnet hat; und wenn es auch nur um die niedrigste Zahl ist. Wir Frauen, die wir die menschgewordene Unkonsequenz sind, wollen stets aus allem die letzten Konsequenzen ziehen. Die kleinste Niederlage, die unsere wunderliche Logik erduldet, reizt uns. Und, einmal gereizt, beginnen wir ernstlich gefährlich zu werden.

Der Graf sagte:

„Ich brauche mich bei Ihnen wohl nicht zu entschuldigen?"

„Weil Sie grade keine besonders gute Nachbarschaft halten? Uebrigens weiß ich ja, daß Sie uns kleine Menschenkinder in den Bann thaten, daß Sie ausgezeichnet ohne uns kultiviertes Salongesindel leben können, und daß Sie zu den Privilegierten gehören, die dies ungestraft thun dürfen. Sie sind demnach von der Unterlassungssünde: in der Villa Taverna keine Karte abgegeben zu haben, feierlichst absolviert."

„Sie sind sehr barmherzig."

„Sagen Sie das ja nicht! Sie verraten dadurch —"

Hier machte ich eine kleine Kunstpause, um ihn zu zwingen, mich anzusehen. Er that es mit starker Ueberwindung, worauf ich ihn anlächelte wie ein Kind, dem man eine reizende Puppe geschenkt hat.

„Was könnte ich dadurch, daß ich Sie barmherzig nannte, verraten haben?"

„Daß Sie nicht sind, was zu sein Sie sich gewiß schmeicheln: gar kein Seelenkenner! Wenigstens kein Kenner von Frauenseelen."

Er hörte kaum, was ich sprach ... Gewiß hatte er

Nacht für Nacht auf der Galerie gestanden und nach meinem einsamen Lichte hinübergesehen — genau mit demselben Blick.

„Also wirklich?"

Da nahm er sich jedoch zusammen:

„Sie meinen also wirklich, ich kenne die Frauen nicht?"

„Nur in der Einbildung."

„Demnach nur in der Lüge?"

„Man kann auch sagen: nur in der verklärenden Illusion."

„Dann also nur in der schönen Lüge?"

„Wir Frauen sind nun einmal ganz anders, als wir scheinen."

„Sie auch?"

„Ich auch! ... Ich habe über Sie und Ihre Frauengestalten viel nachgedacht."

„Sie, Prinzessin?"

„In mancher der Nächte, in denen Sie mein Licht brennen sahen. Ich weiß, Sie sahen es brennen!"

Und ich blickte ihn mitleidslos an, immerfort lächelnd.

Wie bleich der Mann war!

Mit seiner Haltung d'un roi en exil, mit den Augen des Visionärs und den nach Glück dürstenden Menschenlippen war er totenbleich.

Er sagte — und ich hörte seinen schweren Atem:

„Sie dachten über meine Frauengestalten nach ... Würden Sie mir sagen, was Sie dachten?"

„Es wird Ihnen einerlei sein. Aber bisweilen, allerdings sehr selten, bin ich höchst unvorsichtig freimütig und wahrheitsliebend, was Sie von einer blasierten Weltdame gewiß sehr sonderbar finden werden."

Er sprach nichts, er sah mich nur an.

„Also, was ich dachte? ... Ich dachte: da ist dieser Poet. Und dieser Poet ist einmal in seinem Leben einer Frau begegnet, der er seine ganze Seele gegeben hat. Und weil er keine Seele wiederempfangen, so hat er die seine in eine leere Hülle gelegt, hat sie ganz erfüllt mit Schönheit, Glanz und Wunderblumen, hat in diesem seelenlosen Weibe

seine eigene schöne große Dichterseele angebetet ... Und er hat den Irrtum niemals erkannt; sondern hat nach dem Bilde dieser einen und einzigen Frau alle seine Frauen geformt, hat alle seine Frauen nach seinem eigenen Bilde geschaffen, in seiner Art also auch ein Prometheus. Und er stellte dieses Frauenideal, dieses Idol, vor uns hin und sagte: ‚Sehet — das Weib! Und seht, das Weib ist eine Göttin! Kommt her, alle, die ihr mühselig und beladen seid, und laßt euch von dem alleinseligmachenden Weibe erlösen.‘“

So sprach ich zu dem armen verschollenen und vergessenen Poeten und wußte recht gut, daß ein Teufel aus mir zu ihm sprach.

Mit seinen verzückten Blicken und seinen zitternden Lippen erwiderte er:

„Und sollten wir uns etwa nicht vom Weibe erlösen lassen, erlösen von allem Jammer, aller Schuld?“

„Ich sage Ihnen: Ihr reines erlösendes Weib ist eine Fiktion! Das Weib bedarf selbst der Erlösung: der Erlösung durch den reinen Mann. So, wie wir sind, verfällt der Mann, der uns sich ergibt, der Verdammnis: entweder so oder so.“

Da fuhr er auf.

„Es ist nicht wahr! Ich sage Ihnen, daß es nicht wahr ist! Wenn ich wirklich die Frau nicht kennen sollte, wenn ich wirklich von ihr nur ein Scheinbild gedichtet hätte — wenn auch das nichts als Selbsttäuschung gewesen wäre, so käme ich damit um das einzige, was ich in früheren Jahren an meinen Werken für wert hielt, daß sie eine kleine Zeit dauern möchten, so ist meine Negierung als Dichter vollständig ... Aber es ist nicht wahr! Denn ich habe die Frau kennen gelernt — ich! Jene Frau, die das reine Himmelsbild, als welches ich das Weib hinstellte, auch ist: jene erlösende Frau, die liebt und leidet, die liebt und sich selbst vergißt, die liebt und stirbt und im Sterben noch lächelt: ‚Es thut nicht weh, Pätus!‘“

Ich verstand sehr wohl, daß er von seiner schönen

Maria sprach, daß er mir die gute Madama als Muster unseres Geschlechtes, als heiliges Urbild aller edlen und reinen Weiblichkeit hinstellte. Aber ich war grausam genug, mir den Anschein zu geben, als verstünde ich nicht, wen er meinte: seine eigene Frau — wie er die „Madama“ gewiß nannte.

„Sie dichten schon wieder, Graf! Und Sie dichten wieder eine Ihrer alten Frauengestalten: das madonnenhafte Weib, das gar nicht Weib ist; sondern nur eine Abstraktion, ein in den Lüften schwebendes blutloses Schemen. Jene fleckenlose angebetete Maria war niemals Weib. Ein Weib, ein volles wahres Weib, war jene große Sünderin, auf welche die Pharisäer den Stein warfen.“

Und in diesem Ton sprach ich weiter und weiter . . .

Um uns glänzten und gleißten die goldenen Ginsterflammen; und es glimmte und glühte in der Seele des Grafen.

Ich hatte den Brand hineingeworfen.

*

Weshalb ich das gethan?

Ich finde tagsüber keine Stunde Ruhe, nachts keine Stunde Schlaf.

Ich frage und prüfe mich, durchforsche und durchwühle mein Inneres und — finde nichts anderes, als daß ich es aus Neugier gethan, aus Koketterie, Frivolität.

Und ich that es aus instinktiver Abneigung gegen die Madonna da oben, aus echt weiblichem Haß gegen alle Ascetennaturen, that es aus angeborener Teufelei, aus geerbter Perversität, that es aus —

Nacht für Nacht steht er auf der Galerie und schaut zu mir herüber: Nacht für Nacht fühle ich auf mir seinen Blick.

Sein Licht aber hat er gelöscht.

Der Graf Cola Campana
an
Herrn Richard Voß

Berchtesgaden, Villa Bergfrieden,
Deutschland.

Villa Falconieri, Ende Mai.

Meine Aufzeichnungen, die ich Euch zuliebe für Euch und mich selbst machte und die mich nach Eurer Hoffnung von meinem eingebildeten Leiden heilen sollten, hatten nur zur Folge, daß ich mich von dem wirklichen Bestehen meiner Lebensmisère überzeugte.

An diesem meinem Glauben ist jetzt nicht mehr zu rühren und zu rütteln.

Denn, mit möglichster Klarheit und Wahrheit alles betrachtend, sehe ich in allem Entwickelung, Logik, Konsequenz und Resultat. Und das sind Realitäten, gegen die sich mit keinen Illusionen ankämpfen läßt.

Lassen wir also die Räsonnements und finden wir uns endlich mit dem Faktum, dem Facit ab. Dieses heißt:

Verfehltes Leben.

Solche zertrümmerten Existenzen gibt es zahllos wie Sand am Meer. Weshalb sollte grade ich eine Ausnahme sein?

Etwa weil ich eine Ausnahme bin?

Diese bleibt schließlich am wenigsten vor dem allgemeinen Menschenschicksal bewahrt.

Es geht alles so einfach zu: Du bildest dir ein, ein Wipfel zu sein, der ermatteten Wanderern Schatten spendet; und eines schönen Tages entdeckst du zu deinem höchsten Erstaunen, daß du an dem Götterbaume der Kunst nur ein winziges armseliges Blättlein bist. Ein einziger heißer Sommertag verdorrt dich; ein einziger rauher Windstoß reißt dich ab. Du verwehst in alle Winde . . .

*

Ich weiß nicht, was das in diesem Frühlinge mit mir ist? Ich fühle mich verwirrt, beunruhigt, geängstigt.

Mußtet Ihr auch grade dieses Jahr nicht kommen! Noch niemals habe ich so unerbittlich klar empfunden, wie still Maria neben mir hingeht. Vielmehr: ich empfinde es jetzt überhaupt zum erstenmal. Die Lautlosigkeit unseres Ehelebens hat etwas Gespenstisches. Ich muß mich dermaßen in mich selbst eingesponnen haben, daß ich alle diese Jahre nichts sah; vor lauter Hüllen und Schleiern, Dünsten und Dämpfen nichts sehen konnte.

Sie sind zerrissen, und jetzt sehe ich — jetzt muß ich sehen!

Habe ich denn Maria niemals erkannt und verstanden?

Verstehe ich die Frau überhaupt nicht in ihrem allertiefsten und allergeheimsten Wesen, welches ihr Verhältnis zum Manne ist?

Damals, als ich noch dachte und dichtete, als es in meinem Leben noch Augenblicke gab, wo auch ich mich „dem Weltgeist näher fühlte“, wo ich über mich hinausgehoben ward und in dieser lichten Höhe strahlende Träume hatte — selbst damals in jenen stolzen Stunden hielt ich doch niemals mein Denken und Dichten für einen Pulsschlag des Menschengeschlechts.

In der langen Reihe meiner schwankenden Gestalten sah ich immer nur eine einzige Gestalt, die an ihren Zeitgenossen nicht sofort vorüberging. Ich sah sie für einen

Augenblick stehen bleiben und der Zeit ihr Antlitz zeigen. Und dieses war das blasse schmerzverklärte hoheitsvolle Antlitz des liebenden und leidenden Weibes.

Ich kannte nur dieses eine einzige Weib und hielt es für das Weib!

Mit welchen Worten spreche ich diese Gedanken aus? Was ging mit mir vor?

Es sind gar nicht meine eigenen Gedanken und Worte!

*

Maria ist nicht minder eine tragische Erscheinung; und wenn ich ihr Leben zurückdenke, so faßt mich des Lebens ganzer Jammer an ... In der faulen verpesteten Atmosphäre ihres Elternhauses lebte sie unberührbar rein, liebte sie unerschütterlich stark einen außergewöhnlich schönen Mann mit außergewöhnlich häßlicher Seele. Die Erkenntnis der Wahrheit wirkte entgeisternd auf sie. Wie mit erstarrten Daseinsempfindungen lebte sie fort und gab sie nach vielen Jahren einem Kinde das Leben. Jetzt begann es sich in ihr zu regen, etwas in ihr zu erwachen. Es war jedoch nicht das Weib, sondern die Mutter. Ihr Kind starb, und sie wollte sterben, und wurde von einem Manne am Leben erhalten, an dessen Herzen jetzt auch das Weib hätte erwachen müssen. Aber —

Das Dunkle, Geheimnisvolle und Unheilvolle, das zwischen uns steht, bleibt und will nicht weichen.

Bisweilen denke ich: es möchte sein, weil sie nur die „Madama" ist und nicht meine Frau.

Ich will nach dem verschwundenen und verschollenen Mariano suchen lassen ... Gewiß ist er längst verdorben gestorben.

Und dann —

*

So vieles ist jetzt mit mir anders geworden, zum Erschrecken anders.

Vielleicht hat es darin seinen Grund, weil ich Schlafwandler, der ich war, mich selbst geweckt habe. Ich suchte

hier Ruhe, Frieden und Vergessenheit; aber selbst die Villa Falconieri singt mir jetzt kein Wiegenlied mehr.

Ich durchirre das Haus von Zimmer zu Zimmer, durchstreife den Park von Weg zu Weg. Aus dem Hause treibt es mich hinaus ins Freie, um mich bald wieder zurück zu scheuchen. Die Steinplatten auf meiner Galerie zeigen die Spuren meiner ruhelosen Schritte wie in der Zelle eines Gefangenen der Fußboden abgeschürft ist durch die ewige Bahn des Eingekerkerten. Die zwanzig Jahre meines ruhelosen Lebens ließen also nicht nur im Gemüte ihre Eindrücke zurück.

Die vielen Thore der Villa mußten wieder geschlossen werden. Neulich schlichen sich Fremde ein.

Es war seit vielen Jahren das erste Mal.

Eine sehr seltsame Wahrnehmung mußte ich machen ... Die Natur ist mir seit kurzem, seit meinem gewaltsamen Erwachen, nicht mehr Allheilerin und Allhelferin. Selbst die große Tragödin, die römische Campagna, hat aufgehört, ihre gewaltigen Strophen aus dem Drama der Weltgeschichte für mich zu recitieren. Und sie verstummte doch bis jetzt niemals!

Was bedeuten diese Zeichen?

Gestern war ich auf Tusculum ...

Wie in diesem Jahre auf Tusculum der Ginster blüht!

*

Ich glaube, ich schrieb Euch, daß ich in der Villa Taverna Nachbarn habe. Und zwar schon seit März. Es ist der Prinz von Sora, ein berüchtigter Wüstling. Die arme junge Frau! Der Prinz ist nämlich verheiratet und hat seiner Frau willen von dem bankerotten Borghese die Villa Taverna gemietet. Die Prinzessin, die Blut husten soll — habe ich das nicht bereits erwähnt? — gehört zu den Spitzen der römischen Modedamen: zu den allerhöchsten Spitzen.

Schade darum! Das heißt — sie soll nämlich im Grunde entzückend sein.

Dabei ist sie erst zweiundzwanzig Jahre.

Die göttliche Jugend!

Aber bei dieser Jugend bereits für das ganze Leben ruiniert. Und wodurch ruiniert?

Durch Weltleben.

Es ist etwas so trostlos Oedes! Allerdings kommt in diesem Falle eine sehr unglückliche Ehe hinzu.

Vielleicht ist die Prinzessin gar nicht sehr unglücklich? Denn solche Weltdame — überhaupt die Frauen ... Wer kennt sich bei ihnen aus. Wer kennt sie?

Ich nicht!

Ich bin gar kein Kenner der Frauen; sondern nur ihr „Verklärer".

Das klingt sehr schön, heißt indessen nichts anderes, als daß ich die Poesie benützt habe wie der Anstreicher die Tünche. Eine graue Mauer färbte ich rosenrot, himmelblau, blütenweiß.

Jedenfalls war ich so glücklicher.

Eine blutjunge elegante und gewiß reizende Weltdame, die in einer unglücklichen Ehe lebt und sich zu Tode amüsiert — das ist alles! Und es ist im Grunde schrecklich banal. Mit einer solchen Frau sollte kein ernsthafter Mann Mitleid fühlen.

Aber die nahe Nachbarschaft stört mich. Wenn ich davon auch nur wenig höre und sehe, so weiß ich doch, daß sie existiert: dicht unter mir!

Und ich bin der Nähe von Menschen aus jener andern Welt so vollkommen entwöhnt.

Die Prinzessin soll durch die Extravaganzen ihrer Eleganz ebenso berüchtigt sein wie der Prinz durch seine sittliche Verlotterung. Sie soll zu den großen Raffinierten gehören: zu den ganz großen!

Sie macht immerfort Sensation, kann gar nicht leben, ohne immerfort Sensation zu machen.

Die Farbe, die sie für eine Saison trägt, wird sogleich Modefarbe; die Blume, die sie für eine Saison protegiert, sogleich Modeblume. In diesem Jahre kleidet sie sich ausschließlich in Weiß, liebt sie ausschließlich die weißen Lilien.

Also ganz Madonna ...

Verzeiht die Entheiligung. Ich dachte nämlich an meine Madonna.

Welche Kontraste!

Uebrigens ist ihr Ruf tadellos — ich spreche noch immer von der Prinzessin. Eine toute grande dame, die einen verächtlichen Gatten besitzt, in Aeußerlichkeiten aufgeht, nur für ihre Schönheit, ihre Eleganz, ihre Emotionen lebt und dann einen tadellosen Ruf besitzt. Und das in Rom! Es scheint ein Mirakel zu sein.

Das Wunder ist aber weniger Wunder, sobald man annimmt, daß sie kalt ist, marmorkalt und unnahbar. Und nur aus Eitelkeit einen Liebhaber zu nehmen, dafür scheint sie mir denn doch — zwar nicht grade zu gut; aber viel zu besonders geartet.

Auch gibt es Frauen, die einfach aus Bequemlichkeit nicht lieben, weil ihnen jede Leidenschaft lästig ist. Und es gibt Frauen —

Doch was verstehe ich davon?

Ich kümmere mich nicht um Frauen, die schlaflose Nächte haben, weil sie für eine Toilette eine Farbennüance erfinden müssen, die noch niemals dagewesen ist.

Die Prinzessin von Sora hat schlaflose Nächte; denn Nacht für Nacht sehe ich in ihrem Zimmer Licht.

Was gehen mich die schlechten Nächte dieser Weltdame an und weshalb sie schlecht sind?

Unsere weiblichen dienstbaren Geister sind durch die prinzliche Nachbarschaft ungemein aufgeregt. Jede Stunde kommen sie — Ihr kennt ja unsere patriarchalische Art, mit unseren Leuten zu leben — mit irgend einer „sensationellen" Neuigkeit angestürzt ... Die Prinzessin soll von einem unerträglichen Hochmut sein und von der Dienerschaft trotzdem vergöttert werden. Die Armen von Frascati kommen scharenweise zu ihr. Dann steht sie in ihrem weißen Kleide unter Krüppeln und Bettlern wie eine heilige Elisabeth. Dabei gehört sie durchaus nicht zu den sogenannten Frommen.

Die sichtbarliche Ausübung der Religion überläßt sie dem Prinzen; und sie überläßt den Prinzen seinen Maitressen.

Ihre französische Kammerfrau will wissen, daß sie noch niemals geliebt habe, daß sie unheilbar krank sei und bald sterben werde.

Es ist alles Klatsch und Tratsch und doch erregt es mich. Alles kommt nur davon, weil ich verlernt habe, unter Menschen ein Mensch zu sein.

Ich glaube doch nicht, daß sie in ihren vielen schlaflosen Nächten nur an Nichtigkeiten denkt.

Ich glaube, daß sie sehr leidet und sehr einsam ist.

*

Ich sprach von der „großen Tragödin“, der römischen Campagna, und vergaß, Euch zu erzählen, daß ich die große Frauendarstellerin Assunta Neri sah: nicht in Rom auf der Bühne; sondern im Park der Villa Falconieri.

Ich will nicht lügen!

Ich vergaß es nicht, ich verschwieg es. Und ich verschwieg es, weil dieses Ereignis — denn ein solches bedeutet ihr Besuch für mich — im tiefsten Innern mich erregte, so sehr erregte, daß es Euch erschrecken könnte. Auch würdet Ihr den Aufruhr meines Gemütes doch nur wieder für das Zeichen einer krankhaften und ganz unnatürlichen seelischen Vereinsamung halten.

Ihr wißt, daß ich die Neri bei ihrem Debüt in Rom kennen lernte, daß sie in meiner „Agrippina“ auftrat, daß sie das große Ereignis des Abends und der ganzen Theaterwelt war, daß sie seit jener Vorstellung die souveräne Herrscherin der italienischen Bühne ist.

Und sie ist die große Verkünderin eines neuen Frauengeschlechts, das die Zeit geschaffen hat und das die Dichter der Zeit versuchen auszusprechen.

Nur ich weiß davon nichts.

*

Eines Vormittags brachte man mir einen Strauß weißer Lilien und sagte: Assunta Neri sei da!

Mein erstes Gefühl war Schreck.

Es war ein solch rätselhafter Schreck, als drohte mir plötzlich eine große Gefahr. Mein erster Gedanke war, dieser Gefahr zu entfliehen — so schwach und feige kann ein Mann sein, für den es im Leben nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu fürchten gibt. Ich suchte Maria, als müßte ich bei ihr Schutz finden. Sie war aber nicht im Hause. Da trieb mich eine neue geheimnisvolle Empfindung der Künstlerin entgegen. Es war wie eine Gewalt, so daß ich — ich konnte es gut beobachten — unter einem inneren Zwange stand.

So ging ich denn hinaus.

Gibt es wirklich ein neues Frauengeschlecht, und ist Assunta Neri die Verkörperung desselben, so muß diese Gattung der modernen Frau: der Frau fin de siècle, ein unaussprechlich trauriges trost- und hoffnungsloses Frauengeschlecht sein, bereits am Anfange seiner Existenz dem Untergange geweiht. Denn Assunta Neri hat eine kranke Seele. Wenn nun ihre Kunst „Natur" ist; und wenn ihre Natur nur ein Spiegelbild der Natur des Weibes ist, so muß dieses Weib bis in seinen intimsten Lebensnerv hinein krank sein.

Nein! Von dieser Frau weiß ich nichts.

Ich will davon nichts wissen!

Assunta Neri machte auf mich den Eindruck eines Sciroccotags. Alles an ihr ist schwere schwüle Wüstenglut. Ein fahles gespenstisches Licht umzittert Himmel und Erde, die einen erstickenden Dunst ausatmet. Die ganze Natur ist zu Tode erschöpft und sehnt sich nach dem letzten erlösenden Seufzer.

So erschien mir diese Frau.

Vielleicht legte ich meine eigene Stimmung in sie hinein. Ich sehe ja Menschen und Dinge derart unwirklich, daß ich meinen eigenen Augen nicht trauen darf.

Uebrigens wechselten wir beide nur wenige Worte; denn Maria kam.

Die Neri ging sogleich auf sie zu und beschäftigte sich beinahe fieberhaft mit ihr, schien sie entzückend zu finden. Als ich Maria später fragte, was die Neri eigentlich mit ihr gesprochen hätte, wußte sie es kaum. Sie sagte: sie hätte immerfort die andere Dame ansehen müssen.

Die „andere Dame" war die Prinzessin von Sora — Assunta Neri wohnt nämlich in der Villa Taverna. Die Prinzessin hatte sie auf einem Spaziergange begleitet und die beiden waren zufällig in unseren Park geraten.

Wie Ihr seht, geht alles mit sehr natürlichen Dingen zu.

Da Maria die „andere Dame" immerfort ansehen mußte, werdet Ihr auf sie neugierig sein; denn dieses Anstarren einer vollkommen fremden Dame sieht Maria so gar nicht ähnlich.

Was soll ich Euch sagen? Ich sah nichts als ein Gewirr schwarzer Spitzen und in dieser leichten dunklen Wolke ein schmales weißes Gesicht mit — ich weiß nicht einmal, was für Augen sie hat. Ich glaube: ihre Augen sind sehr dunkel und — ich weiß es wahrhaftig nicht! Ich weiß nur, daß ihre Augen einen eigentümlichen Blick haben.

Einen unvergeßlichen Blick!

Sie trug keine Handschuhe. Ich habe niemals solche kleinen blassen hilflosen Hände gesehen! Ich sah in ihren Händen immerfort den Strauß weißer Lilien, den mir die Neri geschickt hatte; und ich sah die Hände mit dem Lilienschimmer immerfort sich erheben wie in angstvollem Flehen, wie in —

Ich bin und bleibe doch ein unheilbarer Träumer!

Während die Neri mit Maria sprach, unterhielt sich die „andere Dame" mit mir. Sie hat eine sehr leise, sehr süße Stimme.

Ihre Stimme klingt wie Vogelgezwitscher.

Vielleicht erhebt sie in ihren schlaflosen Nächten die

blassen Hände und betet mit ihrer süßen Stimme: „Lieber Vater im Himmel, laß mich leben!“

Und vielleicht hat der Himmel Erbarmen.

*

Die Neri blieb länger als eine Woche in der Villa Taverna.

Sie kam jeden Tag herauf.

Nicht meinetwillen; sondern um Maria zu sehen. Aber diese verhielt sich scheu und fremd.

Wie schwer es doch ist, zu vergessen!

Denkt Euch: ich wartete immer und immer darauf, die Neri würde ein Wort mit mir über mich sprechen: von meinen Dramen, meinen Frauengestalten. Ich wartete mit angehaltenem Atem, mit fieberndem Pulsschlag, laut pochendem Herzen: ich, der ich mit eigenem Willen mich ausschied aus der Reihe der lebendigen Dichter. Und jetzt wartete ich angstvoll auf ein einziges Wort dieser Frau.

Aber sie schwieg.

Ich weiß wohl, weshalb sie mit mir nicht über mich sprach.

Sie wollte mich schonen.

Aus demselben Grunde redete sie auch niemals vom Theater. Ich mußte ihr daher beweisen, daß ich ihrer Schonung nicht bedürftig sei wie der Bettler eines Almosens.

So sprach denn ich von der Bühne: der neuen, der modernen, der „lebendigen“.

Da ich davon nichts wußte, so fragte ich sie und bat um Belehrung. Seltsamerweise wußte sie mir nicht viel Neues zu sagen.

„Ich kümmere mich nicht darum. Man schreibt für mich Stücke und schickt mir ganze Packe voll. Ich lese sie nicht. Bisweilen höre ich von einem neuen Drama; und dann fühle ich sogleich: ‚Das könntest du spielen; denn das könntest du sein!‘ Oder auch: ‚Das geht dich absolut nichts

an.‘ Denn ich kann nur spielen, was ich sein kann — in irgend einem Teil meines Wesens. Dieser wird angeregt, die Gestalt bemächtigt sich meiner Phantasie, geht in mich über, wird Geist von meinem Geist. Und — plötzlich ist es ein Mensch! Er lacht und weint, haßt und liebt, hofft und verzweifelt, beseligt und vernichtet, geht zu Grunde und stirbt. Es ist alles so einfach.“

Ich besaß nicht den Mut, ihr zu sagen:

„Auch bei mir war es genau der nämliche Vorgang. Ich dichtete nie; sondern erlebte stets.“

Wie hätte ich mich mit ihr vergleichen können? Sie ist die heilige Wahrheit selbst; und ich bin nichts als Pathos und Unwirklichkeit. Jetzt würde sie bestimmt nicht mehr eine von meinen Frauengestalten spielen. Sie könnte es gar nicht! Weil bei keiner einzigen meiner Gestalten ein Teil ihres Wesens vibrieren würde, weil sie nicht im stande wäre, die Unnatur einer derselben mit ihrer Natur nachzuempfinden, so könnte sie gar nicht!

Diese Frau kam zu mir in den tiefen Frieden meines Asyls und brachte mit sich den Sturm.

Die „andere Dame“ sah ich nicht wieder; und ich mochte die Neri nicht nach ihr fragen. Maria that es. Hört es und staunt: meine schweigsame Maria öffnete den Mund, um sich nach dieser fremden und hochmütigen Modedame zu erkundigen, die sie vollständig ignoriert hatte. Maria sagte sogar in Gegenwart der Neri, daß sie niemals ein solch armes süßes Wesen gesehen hätte: „Nicht mehr Kind und doch noch nicht Weib!“ Ihr kennt Maria genug, um mit mir verwundert zu sein. Denn wenn hätte sich Maria jemals so sehr über jemand geäußert?

Assunta Neri antwortete nichts als:

„Vielleicht ist sie noch zu retten. Aber ich glaube es nicht.“

Diese an sich trostlose Aeußerung that sie mit dem Blick einer Hellseherin und dem Ausdruck eines physischen Leidens, als hätte sie sich in den Zustand der kranken Prinzessin so

tief versenkt, daß sie diesen an sich selber empfand. Ich fühlte mich durch die Mitteilung über das hoffnungslose Leiden der jungen Frau keineswegs erschüttert. Im Gegenteil: sie befreite mich von einem eigentümlichen Druck, den ich seit einiger Zeit mit mir herumtrage. Das Leben ist schließlich so wenig lebenswert — vielleicht selbst für eine Weltdame! Ich kann nun einmal mit keinem Sterbenden und keinem Gestorbenen Mitleid fühlen; wenn dieser auch noch so jung und schön, so gut und glücklich war.

Dann nur um so weniger Mitleid!

Aber die Neri hatte es anders gemeint, wie ich erst durch Marias erregtes Fragen verstand. Die Neri meinte nicht eine rettungslose physische Auflösung der Prinzessin; sondern einen seelischen Krankheitsprozeß, für den sie keine Hilfe möglich sah — wenigstens schwerlich.

Was mag es sein, woran dieses seltsame Wesen, „das nicht mehr Kind und noch nicht Weib ist“ — ich rede mit Marias Worten — unaufhaltsam zu Grunde gehen soll?

Gehört auch dieses fremdartige liebliche Geschöpf zu der langen Reihe moderner Frauengestalten, die ein neues Geschlecht ausmachen mit neuen Organen, mit neuem Nervensystem? Ward das Weib noch einmal aus der Rippe des Mannes geschaffen mit vollkommen anderer Seele als mit der ewigen Evaseele des Weibes?

Und ob auch dieses nachgeborene Weib göttlichen Ursprungs und unsterblichen Geistes ist?

Ihr seht: ich habe wieder etwas Neues zum Grübeln.

*

Assunta Neri reiste ab.

Sie will im Herbst wiederkommen und oben unter den Cypressen eine neue Rolle studieren: „Wenn ich mich bis zum Herbst noch nicht totgespielt haben werde ...“ Wie viele Schicksale muß sie bis dahin auf der Bühne an sich erfüllen lassen, wie viele Leidenschaften, welchen Jammer, welche Verzweiflung ertragen — das ganze Martyrium des

liebenden leidenden, durch seine Liebe zu Grunde gehenden Weibes.

Unter den Cypressen eine neue Rolle studieren — und mein Mund ist für immer verstummt!

Wenn ich in meinem frühlingsfrohen Freskenzimmer liege, zur Decke aufblicke, wo in dem strahlenden Gewölk die liebliche blumenstreuende Göttin erscheint, so habe ich bisweilen einen seltsamen Traum ... Die Himmlische greift in die Blüten, nimmt daraus eine Blume, wirft sie herab, trifft damit meine Stirn. Von der Blume getroffen, erhebe ich mich, wandle und rede wieder — spreche ich zu allem Volke, verkünde ich mit feuriger Zunge die Botschaft des ewig Schönen, Guten und Großen.

Ein seliges Traumbild, nicht wahr?

*

Assunta Neri war also fort und ich hoffte täglich wieder geordneter und beruhigter zu werden. Doch die Windsbraut, die der Besuch der Tragödin in mir weckte, will und will sich nicht legen.

Ich flüchte mit meinem Sturm in den Abendfrieden, den Maria um sich verbreitet, berge den Aufruhr, der mich erfaßt hat, in ihrer Himmelsruhe und stille mein inneres Toben an ihrem Schwesterherzen. Sie ist, wie immer, gütig und geduldig, mild und stark und wird mich gewiß wieder zur Ruhe bringen.

Denn ich erkenne mehr und mehr: nicht die Villa Falconieri ist mein Asyl — mein Hort und mein Heil beruht in Maria!

Sollte es mir gelingen, Marianos Tod konstatieren zu lassen — denn die Ueberzeugung seines Todes befestigt sich mehr und mehr in mir — so wird jenes Dunkle, Geheimnisvolle und Unheilvolle, welches zwischen uns beiden liegt, sicher verschwinden.

Ja, ja! Dann wird vieles besser werden.

Die Prinzessin von Sora sah ich nicht wieder.

Vielmehr: ich sah sie nur noch ein einziges Mal; aber ganz flüchtig.

Es war oben auf Tusculum: unterhalb der Felsen beim Kreuz.

„Apage Satanas!“

Der Böse geht um unter blühendem Ginster.

*

Die Windsbraut hat mich von meinem Eiland hinweg und in einen wilden Strom geschleudert.

Ich wehre mich, ich kämpfe mit den Wellen.

Aber der Strudel hat mich ergriffen und mit sich davongerissen.

Der Prinz von Sora besuchte mich.

Was hat dieser Mensch sich um mich zu kümmern?

Ich bin nicht seinesgleichen!

Ob das auch einer ist vom neuen Geschlecht? Von der Generation der Gegenwart, der die Zukunft gehört?

Noch jung, und doch niemals jung gewesen; von allen Genüssen erschöpft, und doch noch genußgierig; bereits entnervt, und immer noch lüstern: Zoll für Zoll ein Fürst der fashionablen Decadence — Gedanke für Gedanke ein vulgärer Geist! Und diesem nach englischer Mode gekleideten wandelnden Kadaver, diesem traurigen Helden eines Zolaschen Kulturromans, dem würdigen Repräsentanten einer lebendig verfaulenden modernen Mannheit wurde das unschuldige unwissende Kind ausgeliefert!

Ich saß ihm gegenüber mit stummem Ekel, ließ ihn sein Salongeschwätz führen und versuchte mir dabei vorzustellen: was aus einer Mädchenseele werden muß, die einem solchen Menschen überliefert wird.

Aber es läßt sich nicht vorstellen — es ist moralischer Mord.

Meine arme Maria und jenes seltsame süße Kind sind in gewissem Sinne Gefährtinnen; denn beide so ungleichartige Frauenexistenzen haben in sich den einen gleichen

faulen und toten Punkt. Als ich es plötzlich sah, war ich entsetzt. Ich hatte Maria nicht helfen können; und nicht zu helfen, denn nicht zu „retten“ wird das andere Opfer sein.

Und wie, wenn die Welt von solchen moralisch gemordeten Frauenseelen wimmelte?

Davon wußte ich allerdings nichts.

*

Eine neue Frage drängt sich mir auf, reizt mich zu unausgesetztem Grübeln, quält mich, weil ich die Antwort nicht finde:

Gab es solche Frauen zu jeder Zeit?

Oder hat unsere alles aufgrabende, alles durchwühlende und zersetzende Zeit die Existenz solcher Frauen uns erst zu Bewußtsein gebracht — erst den Frauen selbst zu Bewußtsein?

Und was werden von diesem gewaltsam aufgerüttelten Frauenbewußtsein, das mit Grauen und Entzücken sich selber empfindet, die Folgen sein?

*

Es fiel mir schwer, höflich zu sein. Doch endlich entschloß ich mich, notgedrungenerweise den Besuch des Prinzen zu erwidern. Zum Glück befand er sich in Rom; aber die Prinzessin wollte mich empfangen.

Sie war nicht im Hause; sondern unter den Eichen, die vor der Villa Taverna in epischer Größe über der Campagna aufragen — ein Gesang aus Homer!

Ich folgte dem Lakaien und sah in der Dämmerung der dichten Wipfel die feine weiße hingelagerte Gestalt gleich einem stillen Bildnis ruhen. Hinter den finsteren Stämmen erstreckte sich im grellen Sonnenlicht eine weite Flur voll hoher, mit Blüten bedeckter Oleander- und Granatbäume. Es war wie ein rosig und feuerrot strahlender Teppich, gegen den auf der grauen beschatteten Marmorbank die lichte Figur sich abhob.

Sie war allein und ich fand sie weich und traurig. Nichts von der großen Modedame als das Spitzengewand, das sie wie eine weiße Welle umfloß. Sie hatte etwas Hilfloses, Rührendes. Eine stille Wärme ging von ihr aus wie Frühlingsluft. Ich hatte gar nicht geglaubt, daß sie so ruhig und einfach sein könnte.

Da sie zu leiden schien, so wollte ich von ihrem Befinden sprechen. Sie lehnte es jedoch mit einem Lächeln ab, und wir sprachen von Assunta Neri.

Sie sagte:

„Ich beneide sie. Ich habe noch niemals eine Frau beneidet. Aber diese eine beneide ich! Nicht um ihren Ruhm; sondern —“

Sie schwieg und lehnte ihr Haupt müde zurück. Ich erwiderte:

„Trotz ihres Ruhmes halte ich sie für sehr unglücklich.“

„Was thut das? Auf das Glück kommt es nicht an. Es kommt nur darauf an, wie man unglücklich ist: rein und still, einfach und groß. Großsein im Unglück ist beinahe Glücklichsein. Und wenn die Tragödin an ihrem schönen großen Unglück, das nicht ihre Kunst, sondern ihre Natur ist, zu Grunde geht, so geht sie doch schön und groß zu Grunde. Was könnte eine Frau Herrlicheres sich wünschen? Wir anderen sind so klein; und es ist so jammervoll, ein kleiner Mensch sein zu müssen.“

„Klein sein zu müssen?“ fragte ich.

„Wir müssen so sein, wie unsere Natur ist. Das ist es ja eben!“

In einer Equipage des Prinzen kamen römische Gäste von der Station. Der Lakai meldete sie.

Ich erhob mich. Die Prinzessin sagte:

„Ich bitte Sie nicht, zu bleiben. Was haben Sie mit diesen Leuten gemein? Ich bin freilich um nichts besser. Im Gegenteil! Diese Leute sind wenigstens das, was sie scheinen: nach neuester Mode angezogene Marionetten mit Salonmanieren. Nicht wahr, Sie kommen wieder?“

„Das kann ich nicht versprechen.“

„Wenn ich Sie darum bitte, werden Sie gewiß wiederkommen. Sie können sich nicht vorstellen, wie einsam ich bin.“

Einsam! Sie sprach eine Zauberformel über mich aus. Einsam! Ich wußte ja längst, daß auch sie einsam war und — werde wiederkommen.

Schon morgen!

*

Als ich ging — zwischen der Villa Taverna und der Villa Falconieri befindet sich eine Hecke mit einer kleinen grünen Thür, zu der beide Villen den Schlüssel besitzen — hörte ich die römischen Gäste geräuschvoll unter die Eichen sich ergießen: in dem Homerschen Gesange das elegante high life-Geschwätz!

Gott sei Dank, daß ich mit dieser Welt nichts mehr gemein habe — nie mehr etwas gemein haben werde! Daß diese Menschheit für alle Zeiten für mich abgethan ist ... Allein der Gedanke: ich könnte noch einmal zu ihr zurückkehren, trieb eine heiße Blutwelle gegen mein Hirn; und ich beruhigte mich erst, als ich mich wieder in meinem Tusculum befand, welches mir paradiesischer als jemals erschien.

Aber selbst hier — immerfort ist mir's, als höre ich Lachen und plaudernde Stimmen. Immerfort sehe ich die weiße ruhende Gestalt, die nicht mehr zu retten sein soll. Und sie sagt:

„Sie können sich nicht vorstellen, wie einsam ich bin ...“

Doch dann erhebt sie sich, tritt unter die Gäste, lacht wie diese, plaudert wie diese, ist um nichts besser als sie.

Auch mit ihr habe ich nichts gemein!

*

Trotzdem ging ich wieder zu ihr.

Ich wollte nicht feige sein.

Jetzt muß ich dafür büßen.

Der Prinz befand sich wieder in Rom; aber dieses Mal traf ich die Prinzeß nicht allein. Ein Marchese Riccardo Belcampo war bei ihr. Der Marchese ist Offizier, kommt direkt aus Afrika, wo er Heldenthaten verübte und über ein Jahr Gefangener des Mahdi war. Er ist nicht grade schön; aber herrlich jung. Voller Frische und Kraft, ist er ebenso freimütig wie leidenschaftlich. Er ist wirklich ein prachtvoller Junge! Mit der Naivität einer unverdorbenen Jugend, die Seele noch voller Illusionen und Hoffnungen, berauscht von seinem frühen Heldentum, sprach er von sich und den großen Thaten, die er begangen hat. Er sprach von nichts anderem als von sich; und man hätte von gar nichts anderem hören mögen. Ich hatte nicht geglaubt, daß es solche wirklich junge Menschen noch gibt; hatte bereits ganz vergessen, wie solche gute leuchtende Jugend aussieht, wie sie denkt und fühlt. Sie denkt übrigens sehr wenig, um so mehr fühlt sie.

Das ist auch das Rechte.

Den Jüngling ansehend und der Erzählung seiner Abenteuer lauschend, ward ich mir bewußt wie nie zuvor, daß ich selbst niemals eine Jugend besessen hatte. Denn Jugend ist Lebensfreude, ist Glaube und Hoffnung. Vor allem ist Jugend Glück. Und ich bin in meinem ganzen Leben niemals glücklich gewesen.

Seine strahlenden Augen suchten die der Prinzessin, hängten sich daran, versenkten sich in den geheimnisvollen Glanz ihres Blickes. Seine Augen sprachen mit einer flammenden unwiderstehlichen Beredsamkeit:

‚Du bist ja ein wunderbares Geschöpf! Und wie jung du noch bist! Sieh mich an — wie jung ich bin! Du sollst krank und unglücklich sein? Ich bin gesund und glücklich. Komm, komm! Ich nehme dich in meine Arme, die, was sie einmal fassen, auch festhalten, und mache dich in meinen Armen gesund und glücklich! Lebensfreude — wir wollen sie pflücken! Wir wollen sie pflücken, wie Kinder

reife Kirschen pflücken, unter Jubel und Jauchzen. Komm, komm!'

So sagten ihr seine Augen . . . Sie saß ihm gegenüber, sah ihn unverwandt an; und ihr Blick erwiderte:

‚Ich möchte wohl kommen; denn ich möchte auch wissen, was Glück ist.'

Ich beobachtete beide. Sie verkehrten miteinander, als wären sie seit ihrer Kindheit befreundet. Die Prinzessin sah unbeschreiblich mädchenhaft und reizend aus.

Ich fühlte mich von diesen beiden jungen Menschenkindern so weit entfernt wie auf einer Insel im Ocean. Am liebsten hätte ich mich davongeschlichen. Aber ich blieb. Ich blieb und beobachtete. Dabei fühlte ich ein Weh in mir wie noch niemals zuvor. Es war ein ganz neuer Schmerz; aber Neid war es nicht.

Es war ein stilles, ganz stilles, sehr tiefes Weh.

Mit mir hatte sie kokettiert, mit diesem guten Jüngling kokettierte sie nicht. Ihm gegenüber war sie nur ein junges armes krankes Wesen, das vom Glück nichts wußte, das davon gar zu gern einmal genascht hätte, ehe die dunkle Pforte, die nach dem Eintritt nicht wieder sich öffnen läßt, hinter ihr zuschlug.

Vielleicht kenne ich die Frau doch etwas besser, als sie meint; denn alle diese Vorgänge beobachtete ich bei ihr. Und ich begriff sie!

Ich begriff, daß das Weib einmal in seinem Leben ganz Weib sein muß: also ganz Liebe, Zärtlichkeit, Hingabe.

Und wenn diese auch zugleich Sünde, Schuld, Ehebruch wären.

Wen würde für die Schuld und Sünde dieser Frau die Verantwortung treffen?

Den Mann!

Sie trifft immer den Mann, dessen brutaler Faustschlag das Herz der Frau zermalmt, sowie seine Hand ein Weib liebkost, von dem er nicht geliebt wird.

Ich begreife alles. Aber der leise tiefe Schmerz, der mich erfaßt hat, will und will nicht wieder weichen.

*

Der junge Marchese befindet sich unter den Gästen der Villa Taverna. Der Prinz ist tagsüber in Rom bei seinen verschiedenen Maitressen; und — alles scheint ganz in der Ordnung zu sein.

Und ich leide.

Jede Minute sage ich mir, daß ich dazu nicht das mindeste Recht besitze, daß mein Leiden eine Absurdität und eine Treulosigkeit gegen Maria ist.

Und ich leide trotzdem.

Dabei beruht alles nur in meiner fiebernden Einbildung, sind es lediglich meine kranken Nerven, die diese Wahnidee schufen.

Wie ich meine zügellose Phantasie hasse!

Sie zeigt mir Bilder und Gesichte, von denen meine Seele nichts wissen darf und im Grunde genommen auch nichts weiß.

Von meinen Fenstern aus sehe ich auf die Pinienwiese der Villa Taverna. Dort befindet sich jetzt des Abends die Prinzeß mit ihren Gästen, darunter der junge Marchese ist. Ich sehe die beiden häufig allein.

Was mögen sie sprechen?

Ich bin ruhelos! Ich durchirre den Park bis zur Erschöpfung, und es hilft mir nichts; ich jage mein Pferd halb zu Tode, und es hilft mir nichts; ich fliehe zu Maria, und auch das hilft mir nichts!

Nachts brennt ihr Licht nicht mehr.

Was bedeutet das?

Sie wird schlafen, sie wird glücklich sein. Das Glück gibt Frieden, und Friede bringt Schlummer . . . Gott sei Dank, daß ihre schlaflosen Nächte aufgehört haben!

Dagegen ist mein Schlaf gemordet.

Ich ließ mein Bett im Freskenzimmer aufstellen, weil

die Nächte jetzt glühend heiß sind, weil durch die vielen Thüren, die auf die Galerie hinausführen, viel frische Luft hineinströmt, und weil ich Maria nicht noch mehr stören will — da sie in ihrem Zimmer jede Nacht so lange aufbleibt, bis sie mich mein Lager aufsuchen hört.

Ich brenne kein Licht für den Fall, daß —

Uebrigens ist Mondschein.

*

Ich bin krank, gemütsleidend, halb von Sinnen! Denn nur, wenn ich halb von Sinnen bin, ist zu erklären, was ich diese Nacht gethan habe.

Die Hitze war erdrückend, der Mond schien hell und ich fand nirgends Ruhe.

Bei ihr brannte wieder kein Licht!

Ich hielt es im Zimmer nicht aus und verließ das Haus.

Maria wachte und hatte noch Licht.

Mein Weg führte dicht an ihrem Zimmer vorüber. Die Fenster standen offen, so daß ich beim Vorüberschleichen wohl oder übel hineinschauen mußte. Angekleidet saß sie auf dem Rande des Bettes und blickte vor sich hin. Sie konnte mich nicht sehen; denn sie hielt ihren Kopf tief gesenkt. Auch merkte ich, daß ihre Arme schlaff herabhingen.

Ich war froh, daß sie mich nicht erblickte und mein Schleichen nicht hörte. Wenn sie grade ihren Kopf erhoben hätte mit dem blassen stillen, so schönen und so früh verwelkten Gesicht!

Ich hatte es nicht beabsichtigt zu thun, hatte es gethan, ohne überhaupt nur zu denken. Den Schlüssel zu der kleinen Pforte hatte ich zu mir gesteckt: mechanisch, willenlos, wie unter einem gewaltsamen Zwange.

Ich ging durchs Löwenthor in den Hof der Tenuta und in den Park hinein. Ich wollte zum Cypressenteich.

Ich ging den nämlichen Weg, den Maria in jener Mondscheinnacht gegangen war, als sie sich in den Teich stürzen wollte.

Lange Zeit hatte ich daran nicht mehr gedacht. Ich hatte es fast vergessen ... Daß es mir grade in dieser Nacht wieder einfallen mußte!

Und wie sie damals den nämlichen Weg geschritten war! Ohne aufzublicken, mit solcher Ruhe, solcher Zuversicht, einem heißersehnten, endlich erreichten schönen Ziel entgegen. Und von diesem Ziel hatte ich sie zurückgehalten.

Kein Wort hatte sie gesagt; sie hatte geweint. Auch jetzt würde sie schweigen.

Aber jetzt würde sie nicht mehr weinen ...

Jetzt wollte ich mich selbst mit Gewalt zurückhalten. Ich wollte zurückeilen ins Haus, wo Maria so regungslos saß. Ich wollte ihr alles sagen, sie um Schutz bitten, um Mitleid.

Plötzlich stand ich unten an der kleinen Pforte und — ich schloß auf!

Wie ein Dieb schlich ich hin: näher und näher, durch die Oliveta in den Garten, durch die Sarkophagallee zur Villa und zu der Stelle, wo sonst Nacht um Nacht ihr Licht gebrannt hatte. Hohe Hortensien deckten mich. Ich sah im Mondschein die runden weichen blassen Blüten. Und darüber sah ich das Fenster weit offen stehen. Wenn sie nicht allein gewesen wäre — wenn ich das Flüstern der Liebenden gehört hätte, ihre Seufzer, ihre Küsse!

Aber sie war allein.

Sie trat ans Fenster. Sie stand regungslos da wie eine mondhelle Nebelgestalt.

Gewiß erwartete sie den Jüngling.

Was sollte ich thun, wenn sie mich sehen würde?

Ich konnte ja nur sagen, daß ich toll wäre.

Aber die hohen Hortensienbüsche machten mich für sie unsichtbar.

Plötzlich schien mir's, als wäre sie doch nicht allein; denn sie sprach, flüsterte. Ich stand so nahe, daß ich jedes Wort verstehen konnte. Mit angehaltenem Atem lauschte ich. Aber zuerst begriff ich nicht, was sie sprach. Mit ihrer

leisen süßen Kinderstimme erzählte sie Märchen. Und sie erzählte sie sich ganz allein, wie ein Kind, das im Dunkeln sich fürchtet.

Ich weiß nicht, wie lange ich dastand ... Sie ging dann vom Fenster fort und endlich entfernte auch ich mich.

Ich schloß die Pforte vorsichtig zu, als ob damit alles hinter mir bleiben würde, und schlich mich durch die Oliveta zur Villa hinauf. Bei jedem Schritte sagte ich ganz laut: „Toll!" Mir kam es nur seltsam vor, daß ich es wußte und so ruhig aussprechen konnte.

Marias Fenster war geschlossen. Trotzdem ging ich daran vorüber, als wäre es immer noch offen, als stünde Maria dort und müßte mich sehen, weil hier keine Hortensienbüsche mich deckten.

In mein Zimmer zurückgekehrt, warf ich mich aufs Bett und schaute zum Bild der Frühlingsgöttin empor.

Der Morgen graute, das holde Antlitz der Himmlischen sah in dem fahlen Tageslicht so blaß und hoffnungslos aus wie Marias Gesicht.

*

Der Marchese ist abgereist!

Die Prinzessin fragte an, weshalb ich mich gar nicht mehr blicken ließe?

Ich antwortete einige banale Worte und — werde nicht hinuntergehen.

Ihr Billet hauchte ein Parfüm aus wie eine exotische Wunderblume. Ich konnte den Duft im Zimmer nicht ertragen.

Maria ist unendlich milde, geduldig und gütig.

Ich habe Visionen!

*

Fort und fort sehe ich einen schimmernden Nebelstreif; fort und fort höre ich eine leise süße Stimme Märchen erzählen.

*

Die Prinzeß ließ mich bitten, mit ihr nach Castell Gandolfo zu reiten: sie wäre so allein und fühlte sich so einsam.

Wiederum das Zauberwort!

Und wiederum wirkte es!

Ich werde also mit ihr reiten.

*

Welch ein Tag!

*

Wir ritten — nur sie und ich — nach Tusculum hinauf; dann, an den Ruinen des Amphitheaters und der Pineta vorüber, die Gräberstraße hinunter.

Zu beiden Seiten des mit riesigen Basaltblöcken gepflasterten Weges erhoben sich unter Cypressen und wilden Blumen die zertrümmerten Denkmale der Toten mit aufgerissenen Grabkammern, noch Ehrfurcht gebietend in ihrer Zerstörung. Im Schritt neben einander hinreitend, zeigte ich ihr die Aschenurnen, die in den Felsenwänden eingemauert waren, die eingesunkenen Grabstelen und zerbrochenen Inschriften, welche die Tugenden der Gestorbenen rühmten; und ein nie empfundenes glühendes brausendes Lebensgefühl durchströmte mich bei dem Anblick der lichten Gestalt neben mir, von der aller Glanz des strahlenden Sommertags auszugehen schien.

Wir gelangten in das Molarathal, welches den tusculanischen Höhenzug von den Waldbergen des Cavo scheidet, und lenkten in die alte Römerstraße, die linker Hand dem Volskergebirge zuführt, und die, von hohen Ginsterbüschen umfaßt, für uns in eine goldene via triumphalis verwandelt war.

Die Sonnenstrahlen brannten herab auf die Hügel von Thymian, Lavendel und Menthe. Wohlgerüche durchströmten die Lüfte, als wäre das wilde Thal ein ungeheures Weihrauchbecken zur Feier eines pantheistischen Gottesdienstes entzündet.

Und wie über unseren Häuptern die Lerchen sangen!

Jetzt gab ich meinem Pferde die Sporen. Das ihre folgte.

Wir sprachen kein Wort mehr.

Immer tiefer wurde die Einsamkeit . . .

In den hohen verbrannten Gräsern lagen Herden von Stieren und reckten aus dem braunen Laubwerk ihre silbergrauen, mächtig gehörnten Häupter empor. Die steilen Tufffelsen hinan kletterten schwarze Schafe; in den Ruinen der antiken Villen weideten Ziegen, und auf kahlen Hügelrücken malte sich am strahlenden Horizont die Silhouette eines an seinem Stabe lehnenden schlanken Hirtenknaben.

Und fort und fort um uns der Duft; fort und fort über uns der Lerchengesang!

Das Thal weitete sich, die Felsenpyramiden des Volskergebirges schoben sich vor. In dem Dunst des heißen Tages erschienen die Umrisse der schönen Berge wie von einem göttlichen Finger in die strahlende Luft gezeichnet; und die Städte Cori und Norba hingen an dem leuchtenden Gestein wie glanzvolle Götterburgen.

Immer unweltlicher wurde ringsum die sommerliche Blütenpracht. Rosen durchrankten die Ginstermauern, weiße und blaue Winden umzogen die Schuttwälle der Ruinen, purpurbraune Krauseminze füllte die Gräben.

Wir wichen von der Straße ab und jagten in die Steppe hinein.

Felder mit rotem Mohn. Felder mit mattvioletten Steinnelken und Malven. Felder mit glühenden Feuerlilien, dazwischen hohe Stauden Rittersporns blauten.

Ich sah und empfand nichts als die schimmernde Frau an meiner Seite. Und doch sah und fühlte ich die ganze Schöpfung.

Es ward Mittag. Jede Blüte, jeder Halm strahlte.

Ein ungeheures feierliches Schweigen senkte sich mit den Gluten auf die Erde herab.

Der große Pan schlief!

Und sie immer dicht neben mir . . .

Wir jagten, wir rasten dahin. Ich vergaß mein graues

Haar, mein altes Herz, mein verfehltes Leben. Ich vergaß Maria, die ganze Welt. Ein Zauber hatte mich umsponnen und wieder jung gemacht. Ich dachte: ‚Also, so ist es! So fühlt der Mensch, wenn er jung ist.‘

Es war etwas Wundersames!

Jetzt wußte ich auch genau, daß ich recht gehabt hatte, daß ich niemals jung gewesen war, niemals gelebt hatte; denn noch niemals hatte ich geliebt.

Weiter, weiter! Nur kein Aufenthalt. Nur keine Minute verloren von diesem einzigen Tage des Daseins. Schon morgen waren sie wieder zurückgekrochen, das Alter und der seelische Tod.

Jetzt sprengten wir auf schwarzen Wegen durch die Kastanienwälder von Rocca di Papa. Nach der grellen Helle umfing uns dunkle schwüle Nacht. Ueber uns wölbten sich die Wipfel wie die Baumkronen eines Urwaldes, dem Auge den Anblick des Himmels verschließend, als wäre eine schwere Decke davorgezogen.

Seltsame schlanke blasse Blumen leuchteten in der tiefen Dämmerung, und noch blühten zwischen den finsteren Stämmen die Asphodelen.

Es war, als jagten wir durch ein Schattenreich.

Weiter, weiter! Und wäre es hinein in den Tod!

Plötzlich lag er vor uns, uns dicht zu Füßen ... Aber wir rissen die Pferde vom Rande des Abgrundes zurück.

Eine Lichtung, ein Felsenvorsprung, unmittelbar unter uns tödliche Klippen ... Ein weites tiefes kreisrundes Becken, teils mit dichter dunkler Waldung bedeckt, teils von grauem Gestein starrend. Im Grunde eine stygisch schwarze, gespenstisch regungslose Flut — der Albaner See.

Am jenseitigen steilen Rande, lang sich hinstreckend, eine Stadt mit grauem gekuppelten Palast: die alte Papstvilla Castell Gandolfo. Darüber hinaus die Campagna mit Rom, die Küste mit Wildnis und Sümpfen, das Meer hoch und strahlend in den Horizont hinaufsteigend.

Unsere Pferde standen, eng aneinander gedrängt, dicht am Rande des Absturzes. Wir schauten schweigend hinab . . .

Und schweigend wandten wir die Tiere, lenkten sie Palazzola zu, dessen Klostermauern mit dem Grabmal aus dem uralten Albalonga im Sonnenschein in solcher Oede sich über dem Rand des Kratersees erhoben, als wäre hier die Heimat des ewigen Schweigens, des Aufgebens jeglicher Hoffnung.

Wir trieben die Pferde die steilen Wände hinunter und erreichten, an geheimnisvollen Grotten, an Ruinen und Gräbern vorüber, den stillen Spiegel des Sees, ritten an diesem entlang, unter mächtigen Erlen und Eichen dahin.

Die Zweige hingen über uns herab wie eine Allee von Trauerweiden, durch das dunkle Laubwerk spielten die Sonnenstrahlen gleich Scharen goldener gaukelnder Schmetterlinge. Längs des lieblichen Gestades ragten aus der schwermütigen Flut die Trümmer der versunkenen Villa Kaiser Domitians, die ehemals Land und Gebirge, Kraterwände und Seebecken auf Meilen und Meilen bedeckt hatte.

Wir schienen uns in der Tiefe eines ungeheuren Brunnens zu befinden, auf dessen Rand der Himmel ruhte.

Dann öffnete sich vor uns die Wand. Felsenblöcke wie von einem Volk von Riesen dem Berge entrissen, hierher geführt und kunstvoll an- und übereinander gefügt, umschlossen eine enge Höhlung, durch die der See abfloß, dem Meere zu. Die Wächter des Abflusses zogen eine Schleuse auf; und die Wasser schossen schäumend, brausend, tosend in die nächtliche Tiefe.

„Hier geht es hinab in den Orkus! Wollen wir mit?"

Sie rief es.

Ich hatte sie vom Pferde gehoben, stand jetzt neben ihr, konnte mich nicht regen, war keines Wortes mächtig, keines Gedankens.

Einer der Männer nahm ein Brett, befestigte darauf eine Kerze und ließ das Schifflein schwimmen. Die Welle faßte das Fahrzeug mit dem flammenden Mast, trieb es in

den Schlund hinein, tiefer und tiefer ... Weit beugten wir beide uns vor, sahen der Flamme nach, schauten zu, wie sie zum Funken wurde, zum Fünklein.

Und das Licht glitt dahin ... Noch einmal zuckte es auf. Dann war es unsern Blicken entschwunden.

„Jetzt treibt das einsame Licht durch die schwarzen Eingeweide des Berges! Es muß grausig sein.“

Sie zitterte am ganzen Leibe.

Ich dachte:

‚Und du wolltest hinab in den Orkus? Du bleibst in dem goldenen Lichte der Sonne: in deinem schönen Salon, auf deinen weichen Fellen, unter deinen seidenen Decken, und lässest dir von dem jungen Kriegsgott den Hof machen.‘

Es war wiederum unsinnig; aber mit meiner Jugend war es plötzlich vorbei.

Ich hatte ja gewußt, daß sie nur eine traurige Eintagsfliege sein würde.

Ohne ein Wort bestiegen wir unsere Pferde, ritten wir zurück auf der nüchternen staubigen Landstraße, über Marino nach Frascati.

Ich begleitete die Prinzessin bis zum Thor ihrer Villa.

Der Marchese war am Mittag angekommen und erwartete sie.

Es muß alles vorbei sein.

*

Der Marchese ist noch immer in der Villa Taverna.

*

Ich habe schwer gekämpft und gelitten; aber ich habe überwunden und entsagt.

Es heißt zwar: so lange der Mensch lebt, hofft er noch; und so lange er noch hofft, kann er nicht entsagen: es sei dies gegen die menschliche Natur! Ich habe jedoch gegen die menschliche Natur, gegen meine Natur, bereits so schwer gefrevelt, daß ich für mich einstehen kann.

*

Mehr und mehr suche ich Maria zu meiden, während ich mich doch sonst nicht genug zu ihr hindrängen konnte. Kaum ertrage ich ihre Gegenwart noch, während ich doch sonst in ihrer stillen Nähe aufatmete wie auf einer Bergeshöhe. Nichts quält mich so sehr wie diese schändlichste seelische Untreue, die ein Mann gegen eine einstmals teure Frau zu begehen vermag. Ich komme mir unaussprechlich verächtlich vor.

Ein Mensch, der sich selbst verachten muß, hat das Recht, sich selbst zu vernichten.

Er ist unsittlich geworden!

Und ein unsittlicher Mensch ist moralisch bereits tot.

*

Welche Nachricht!

Mariano lebt nicht mehr.

Er war Soldat und fiel in Afrika. Heute las ich es in der Zeitung.

So hat dieser Mensch doch noch ein ehrenvolles Ende genommen.

Jetzt ist die letzte Fessel, die uns an die Vergangenheit kettete, zerrissen; jetzt wird Maria auch dem Namen nach mein Weib. Alles wird jetzt besser werden.

Eine Felsenlast ist von mir genommen.

Noch in dieser Minute werde ich zu ihr eilen und es ihr sagen.

*

Ich habe es Maria nicht gesagt — noch nicht!

Ich muß mir zuerst Gewißheit verschaffen, ob es kein Irrtum ist. Wie häufig geschieht das! Zwar ändert Marianos Tod nur äußerlich etwas; aber es ist immerhin eine Aenderung. Ich habe indessen sofort die nötigen Schritte gethan, damit nichts versäumt werde. Vielleicht lege ich auf die Erfüllung dieser Form ein viel zu großes Gewicht: ist Maria doch über jede Form erhaben.

*

So weit ist es bereits mit mir gekommen!

Ich war abends in dem Garten der Villa Taverna und habe gelauscht: der Marchese machte der Prinzeß eine Liebeserklärung. Ich war sicher, sie würde ihn erhören; denn er ist wirklich ein prächtiger Jüngling. Ich wunderte mich nur, daß er erst jetzt sich erklärt. Ich hielt es nicht für möglich, daß sie ihn abweisen könnte: unglücklich und einsam, wie sie ist.

Dennoch ist es geschehen.

Ich befinde mich wie in einem Traum. In meiner Betäubung schäme ich mich nicht einmal, daß ich gelauscht habe. Ich fühle und weiß vom ganzen Leben nur eines: sie wies ihn ab! Und noch eins: ich muß Maria den Tod Marianos mitteilen.

Sofort!

*

Ich sprach mit Maria.

Alles war wie immer. Wir saßen abends in der Halle. Maria kam schön angekleidet, wie ich es liebe, brachte einen Korb voll frischer Rosen, die sie über den Tisch schüttete, und setzte sich an ihren Platz zwischen den Säulen des Mittelbogens. Ich saß ihr gegenüber und sah an ihrem stillen Gesichte vorbei, über die Terrassenbrüstung hinweg, auf das Meer und das Land der Aeneide, darauf der Abend des heißen Sommertages lag. Ich hatte das alles zu hundertmalen gesehen und feierlich schön gefunden.

Es schien mir ein Menschenalter her zu sein ...

Als es endlich dunkler ward, ließ ich die Kerzen nicht anzünden, schickte die Leute fort und schaute zu, wie Meer und Campagna in Schatten sanken, über Erde und Himmel die Nacht sich hinwälzte.

Sobald ich Marias Züge nicht mehr erkennen konnte, sagte ich:

„Du hast mir vieles zu verzeihen; mehr, als selbst du verzeihen kannst. Ich riß dein Leben gewaltsam an mich; und da es zu meinem Leben geworden war, that ich nichts,

als daß ich es als mein ausschließliches Eigentum behielt. Wie ich mein eigenes Leben in Schönheit und Einsamkeit begrub, so scharrte ich neben mir auch das deine ein. Ich gab dir nichts — ich ließ alles dich geben."

Sie schwieg. Als ich sie bei Namen anrief, erwiderte sie nur:

„Ich gab dir nichts als Unglück. Aber ich verstand es eben nicht besser."

„Du sollst dich nicht anklagen; du sollst mir verzeihen — so sehr dir das möglich ist."

Nach einer langen Stille sagte sie leise:

„Ich weiß auch, weshalb ich dir nur Unglück gab, nur Unglück geben konnte."

„Weshalb, Maria?"

Sie blieb stumm. Ich bat sie, zu sprechen, es ihrem besten Freunde zu sagen. Aber sie blieb stumm. Jetzt teilte ich ihr meine große Neuigkeit mit.

„Mariano ist tot ... Ich weiß, daß unsere Heirat nur die Erfüllung einer Form ist; und zwar einer Form, die mit dem Wesen nichts gemein hat. Aber mir zuliebe erfüllst du sie gewiß. Ich wünsche doch so sehr, daß du meinen Namen trägst."

„Wozu auch noch deinen Namen?"

„Liebe Maria!"

„Du hast mir genug gegeben, genug geopfert."

„Kann man Opfer bringen, wenn man liebt?"

„Wenn man liebt —" Ich log wieder! Und sie? Ob sie mir wohl wieder glaubte?

Sie sagte nicht, daß sie mir nicht glaubte. Aber sie wollte sich nicht zur Erfüllung der Form — zu der Heirat verstehen. Ich bat und flehte, ich bedrängte sie, bedrängte sie ungestüm.

Sie blieb jedoch dabei, daß sie nicht wollte.

Ich fühle mich jetzt mit zehnfachen ehernen Banden an sie gefesselt.

*

Maria ist fort!

Ich verstehe es nicht! Ich bin wie betäubt!

Wie kann Maria von mir fort sein?!

Was dachtet Ihr nur, als Ihr meine Depesche erhieltet: „Maria kommt zu Euch“? Ihr werdet es sicher ebensowenig verstehen wie ich selbst; denn — Maria verläßt mich und kommt zu Euch!

Ich wollte ihr diese Aufzeichnungen für Euch mitgeben; es ist jedoch besser, ich schicke sie Euch gelegentlich einmal ... Es ist das erste Mal, daß Maria fort ist, daß sie mich allein läßt.

Sie ging so leise fort, als schliche sie sich aus dem Hause, welches doch ihr Haus ist; als wollte sie nie wieder zurückkommen.

Maria nie wieder zurückkommen —

Bevor sie ging, besuchte sie das Grab ihres Kindes, wo sie seit Jahren nicht war. Es ist fast, als hätte sie von dem Grabe ihres Kindes Abschied nehmen wollen, um nie mehr wiederzukehren.

*

Noch heute will ich ihr schreiben. Ich will sie bitten zurückzukommen: bald, gleich!

Ich bin zu einsam.

Ich bin ohne sie wie verloren und verlassen.

Wenn sie nicht bald zurückkommt, werde ich ihr folgen.

Bittet bei ihr für mich.

*

Sie kommt nicht zurück und — ich bleibe hier.

Die Prinzessin sah ich seit Wochen nicht.

Die Villa Falconieri bleibt ohne Maria.

*

Scirocco!

Seit einer Woche wahnsinniger Wüstenwind. Es glüht in meinem Gehirn, in jedem Blutstropfen, in jedem Gedanken. Aber ich habe gar keine Gedanken!

Mein Wahnsinn brach aus bei dem Scirocco. Am hellen Tage ging ich heute hinunter in die Villa Taverna. Ich ließ mich bei der Prinzessin melden. Sie erwartete zu Tisch römische Gäste, war bei der Toilette, wollte mich jedoch empfangen. Ich antichambrierte also. Sie trat in das Zimmer, wo ich mich befand, wollte mir entgegengehen, sah mich an und blieb stehen.

Ich ging langsam auf sie zu und sagte:

„Du kannst mich erlösen oder vernichten.“

Ich sagte es sehr ruhig ... Sie jagte mich nicht hinaus; aber sie war totenhaft bleich — dem Verrückten gegenüber.

Und sie war hilflos!

Sie, die große Dame, mit ihrer raffinierten Routine war hilflos wie ein Kind.

Ihre Hilflosigkeit brachte mich zur Besinnung.

Ich ging.

Was nun?

Die Prinzessin von Sora

an die

Herzogin Vere de Vere

Daly-Castle, Duside-Highlands,
England.

Villa Taverna-Borghese im Juli.

Scirocco!

Eine goldbraune blendende Landschaft, darüber bronzefarbenes blendendes Gewölk; Himmel und Erde von goldigen Dünsten umbraut; die Sonne mit gewaltigen Strahlengarben die Nebelwogen durchbrechend — eine Stimmung wie bei einem biblischen Weltereignis.

Scirocco!

Ueber dem göttlichen Leib von Mutter Natur wälzt sich ein Alp. Sie kann sich nicht regen; sie wird im Sommerschlafe erwürgt.

Scirocco!

Seit Wochen Scirocco!

Ich bin wie gelähmt, fühle mich halb entgeistet ...

In Frascati, in allen albanischen Weinstädten, allen sabinischen Felsennestern werden jetzt unaufhörlich Feste gefeiert. Unaufhörlich Musik, Prozessionen, Glockengeläute, Böllerschüsse, Raketen, Feuerwerk, Gesang, Geschrei und Gejohle: als ob alle Welt durch den wütenden Wüstenwind toll geworden wäre.

In Rom war Girandola und der Berg Soracte war neulich abends ein einziger Flammenkegel. Dazu gaukeln die Johanniswürmer durch die blühenden Granat- und Oleanderbäume, als stöben Funkenschauer durch die Lüfte; dazu duften die Magnolien betäubend; dazu siedet es in meinem Blute, hämmert es in meinem Gehirn, fiebern meine Pulse.

Die Prinzessin Lancellotti läßt Straßen anlegen, Kanäle ziehen, antike Villen ausgraben, Wildnisse ausroden und Wüsteneien in Kulturen verwandeln. Sie ist thätig, nützt und hilft. Sie hat einen geliebten Gatten, eine blühende Familie und weiß, wozu sie auf der Welt ist.

Und ich —

Dina, Dina! Und ich?

Ich nütze nichts, gar nichts! Nicht einmal, daß ich —

Nur nicht nachdenken!

Ich habe Anwandlungen von Sentimentalität — ich! Neulich bei der Fronleichnamsprozession sank ich in Frascati auf dem Marktplatz mit allem Volk vor dem Allerheiligsten auf die Kniee und betete inbrünstig. Ich merkte nicht einmal, daß ich in einer wundervollen neuen Toilette inmitten eines Schwarmes von Ciocciaren auf den Knieen lag. Und als die Luft vom Geläute der Kirchenglocken ertönte, als die Böllerschüsse krachten, als in einer Weihrauchwolke die glanzvolle Schar der Priester daherwallte, als die Menge auf die Kniee stürzte — da hätte ich mich am liebsten mit dem Gesicht in den Staub niedergeworfen.

Was bedeuten diese Zeichen? . . . Nichts anderes, als daß seit Wochen Scirocco ist; oder —

Hilf mir doch!

Ist es das Bewußtsein meines Elends, die Erkenntnis meiner Erbärmlichkeit; oder ist es die Sehnsucht, besser zu werden und glücklich zu sein?

Ich bin ja doch auch ein Geschöpf Gottes!

*

Du hast es gut auf der kalten stolzen Höhe Deiner Vortrefflichkeiten! Du thronst in den Wolken Deiner Tugenden, siehst zu Deinen Füßen die staubige sündige Welt, fühlst Dich erhaben über Erdenqualen und Menschenschuld: über all den Jammer da unten! Du urteilst von der Höhe Deiner strengen Sittenreinheit herunter; und —

Nein! Du verurteilst nicht — noch nicht!

Noch bist Du gütig und barmherzig, noch schaust Du geduldig zu . . .

Aber da Du mich unmöglich verstehen kannst, wie könntest Du mir wohl vergeben?

„Alle Schuld, der Du selber Dich zeihst, liegt ja nur in Deiner Einbildung, arme kleine dumme Viviane!" Damit entschuldigst Du mich bis zur Stunde, damit versuchst Du, mich zu entschuldigen.

Freilich ist alles, alles nur in der Phantasie.

Bei uns Frauen ist immer nur alles in unserer Phantasie!

Das ist es ja eben! Das ist für uns Frauen die Gefahr.

Unsere Phantasie ist die Kupplerin.

Begreifst Du nicht?

Wenn alles Phantasie ist, so ist auch alles Impression und Sensation! Welches Unheil haben wir Frauen allein durch unsere Impressionen und Sensationen angerichtet: über andere und über uns selbst gebracht! Wir können durch Impressionen und Sensationen zu Märtyrerinnen, Heldinnen und Heiligen — zu Betrügerinnen, Ehebrecherinnen und Dirnen werden.

Auch zu moralischen Totschlägerinnen und Mörderinnen.

Und wenn die Impression vorbei ist, die Sensation verflogen, die Phantasie wieder entnüchtert —

Was dann?

Was dann, wenn wir erkennen, daß alles, alles ausschließlich Impression und Sensation war; alles, alles lediglich in unserer Phantasie lag?

Selbstmörderinnen werden wir nicht. Dafür sind wir

zu feige. Auch Büßerinnen werden wir nicht. Dazu sind wir zu frivol.

Wir werden einfach immer verlogener, verworfener, verächtlicher.

Und das Ende?

Eine alternde kokette Mondaine, eine alte entnervte Mondaine . . .

Und das heißt man dann „gelebt" haben.

Trostlos!

*

Könnte ich dieser erdrückenden erstickenden Wüstenluft entfliehen, in Dein grünes Bergland hinauf. Hochlandsstürme! Es müßte köstlich sein. Und wenn eine Windsbraut die am Rande eines Abgrunds Wandelnde faßte und hinunterrisse —

Aengstige Dich nicht. Das sind Eindrücke, Stimmungen, eben Impressionen. Sie gehen mit dem Scirocco vorüber. Und wenn wir eine kräftige Tramontana bekommen, werde ich gar nicht mehr verstehen, weshalb ich mir einen Abgrund wünschte. Ich kenne mich viel zu gut.

Das ist ja eben mein Unglück!

Geliebte Beichtmutter, ich wurde versucht. Es geschah zum erstenmal in meinem Leben, daß es wirklich eine Versuchung war. Siehe! Ich befand mich in einer Wüste und fühlte mich dem Verschmachten nahe. Da trat der Versucher zu mir, zeigte mir das Land aller Verheißung, wollte es mir zu eigen geben, wollte mich erquicken und vor dem Verschmachten bewahren, wenn ich — ihn ein einziges Mal küssen würde.

Sei ruhig: ich küßte ihn nicht.

Und so bleibe ich denn in meiner Wüste und verschmachte.

*

Wie der Versucher aussah?

Wie sehen heutzutage Versucher aus?

Sie haben weder Hörner noch Bocksfüße, speien weder Flammen noch riechen sie nach Schwefel. Mein Versucher trägt die Uniform Seiner Majestät des Königs von Italien, hat dunkle kleine entzückende moustaches und parfümiert sich mit Lavendelwasser ... Du siehst, wie ruhig Du sein kannst. Denn Deine kleine dumme, aber stolze Viviane und irgend ein hübscher flotter Offizier — Wüsteneinsamkeit und Tod durch Verschmachten sind denn doch besser.

Daß er nicht grade von Kopf bis zu Füßen irgend einer ist, wirst Du Dir übrigens denken können. Er ist so köstlich frisch, ein junger Held! Und dann:

Er ist ein ganzer Mann!

Ich glaube, er liebt mich sehr. Aber leider weiß ich, was er an mir liebt. Und dieses Was hat mich vor ihm bewahrt. Sonst hätte mich mein Genie für Impressionen, hätten mich meine Gelüste nach Sensationen vielleicht in das mir gezeigte Paradies herabgezerrt. Ich wäre in dem Garten Eden eine kleine, sehr kleine Weile wahrscheinlich leidlich selig gewesen — nur in der Phantasie natürlich! — und dann —

Aber mein junger Held liebt an mir nur meinen Leib, will von mir nur meinen Leib besitzen. Und noch einmal nichts sein als Körper — zehnmal lieber lasse ich meine Seele hungern, dürsten, umkommen.

Wer meine Lippen berühren will, muß meine Seele begehren.

Er muß, ohne meine Seele — meine ganze Seele zu besitzen, meine Lippen gar nicht haben wollen.

Wie Du einsehen wirst, kann ich meinem jungen Helden, der ein ganzer Mann ist, nicht helfen.

*

Eine Mondaine zu sein und nichts anderes als eine Mondaine, ist doch eigentlich etwas Jammervolles. Selbst die große Mondaine macht die Sache nicht besser. Als Mondaine geboren werden, als Mondaine leben, sterben und

sich begraben lassen; und was zwischen solcher Geburt und solchem Tode liegt — mir graut's!

Assunta Neri ist ein großer Mensch; andere Frauen sind große Malerinnen, Schauspielerinnen, Dichterinnen. Oder sie sind große Emanzipierte. Wiederum andere — ja, was sind andere Frauen sonst noch?

Sie sind groß als Gattin, oder groß als Mutter, oder groß als Geliebte, oder groß als Weib.

Ich möchte gar keine große Künstlerin sein, wäre ich nur als Weib etwas weniger klein.

Worin könnte ich ausschließlich in meiner Weiblichkeit groß sein?

Als Gattin nicht, auch nicht als Mutter; dann also —

Eine große Leidenschaft! Eine große Leidenschaft!

Wenn ich einem Menschen alles sein könnte — würde ich dann nicht auch ein einziges Mal leben, ehe ich sterben muß?

Und ich soll so bald sterben müssen!

Wie aber, wenn auch diese eine mich verzehrende Sehnsucht nur der gierige Wunsch nach Sensation wäre?

*

Der Prinz hat eine neue Maitresse, mein junger Held bleibt fort und hat sich — mit einem andern Leibe getröstet. Auch Cola Campana läßt sich nicht blicken.

Die Madama soll abgereist sein — ganz plötzlich!

Was bedeutet das? ... Und warum kommt er auch jetzt nicht?

Sollte er sich fürchten? Sollte er —

Ich schrieb Dir, daß er wirklich gar nicht so alt sei. Aber weißt Du auch, woher es kommt, daß er mit seinen vollen fünfundvierzig Jahren noch gar nicht so alt ist?

Seine Jugend ist früh, sehr früh eingeschlafen: durch einen bösen Zauber verhext. Als verzauberte Märchenprinzessin ruht sie eingeschlossen in seiner Seele, unter lauter, lauter Dornen. Die grauen Stacheln werden duftende

Blüten treiben und die Prinzeß wird aus ihrem Todesschlafe erwachen, wenn — Cola Campana auf den Mund geküßt wird.

Es kommt freilich darauf an, wer ihn küßt.

Es müßte merkwürdig sein, die schlummernde Jugend in dieser Mannesseele zu wecken. Er würde dann gewiß wieder ein Dichter werden, vielleicht sogar ein großer Dichter.

Ja! Es müßte wunderbar sein ...

Dina, Dina! Ich beichte Dir meine Sünde, meine Gedankensünde: „mea colpa, mea massima colpa!“ Bin ich sehr schuldig? Kannst Du mir meine Gedankensünde verzeihen?

Keine so leicht wie diese!

*

Heute kam er zu mir und sagte:

„Du kannst mich erlösen, oder vernichten.“

Er sagte es ganz ruhig. Ich hatte auch gar keine Furcht. Es durchschauerte mich nur im Allertiefsten. Mir war es, als wäre ich eine große Souveränin und die Richter legten in meine Hände ein Todesurteil; und wenn ich das Blatt unterschrieb, mußte ein Mensch sterben.

Es war solche Verantwortung, die er in meine armen kleinen Hände legte.

Nun weiß ich sehr wohl, daß eine Mondaine keine Verantwortung zu tragen hat: weil sie keine Verantwortung übernimmt. Eine echte Mondaine legt niemals Rechenschaft ab: weder Gott noch sich selbst. Was man Gewissen zu nennen pflegt, dieses Organ wird von einer solchen Dame gar nicht gekannt, also gar nicht besessen.

Dennoch durchschauerte es mich.

Eine echte Mondaine läßt sich lieben, nimmt einen Liebhaber und verläßt einen Liebhaber. Sie beseligt kurze Zeit und macht für lange Zeit unselig. Sie bringt ins Irrenhaus, treibt zum Selbstmord, zur Schande und — bleibt eine echte Mondaine.

Und trotzdem diese Schauer!

Bin ich besser und stärker, als ich selbst weiß? Will ich eine Verantwortung übernehmen? Will ich erlösen und nicht vernichten? Oder will ich durch seine Erlösung mich selber befreien; und graut mir's nur vor dem Wunder, das an mir sich vollziehen soll? Vielleicht schauderte mir, weil ich an kein Wunder für mich mehr glaube.

Oder kam es, weil er so ganz anders ist als alle Männer, die ich kenne? Weil ich vielleicht einen anderen Mann gewissenlos vernichten könnte, nur nicht diesen Mann! Weil seine Stirn der Genius geküßt hat, so daß es ein Sakrileg sein würde, wollte ich seinen Mund küssen: nicht um ihn zu erlösen, sondern zu vernichten ...

Ich weiß es nicht — nichts weiß ich! Ich muß erst wieder zu mir selbst kommen. Ich muß mich erst erforschen, muß ergründen, ob ich — Dina, Dina! — ob ich die Verantwortung übernehmen darf?

Ich höre Deine feste klare kalte Stimme mir antworten:

„Nein!“

*

Die ganze Nacht wachte ich, wollte denken, überlegen, beschließen und kam zu keinem Entschluß.

Sein Licht brannte nicht.

Als der Morgen graute, schrieb ich ihm.

Ich bat ihn, mir Zeit zu lassen.

Ich bin feige.

*

Ich sehe und höre nichts von ihm. Jeden Morgen, wenn die Kammerfrau zu mir ins Zimmer tritt, erwarte ich, daß sie sagen wird:

„Imaginez-vous, madame: le comte de la villa Falconieri, vous savez, le monsieur avec la grande passion, s'est tué cette nuit!“

La grande passion —

Wie die Person das r schnarrt und das s zischt!

„La grande passion“ —

Erinnerst Du Dich des Eindruckes, den die Phrase damals auf mich machte? Und jetzt — jetzt höre ich immerfort, immerfort mit dem geschnarrten r und dem gezischten s:

„La grande passion! La grande passion!“

Und jeden Morgen erwarte ich, daß meine Kammerfrau mir mitteilt: es sei in der Villa Falconieri etwas Entsetzliches geschehen.

*

Gott stehe mir bei! Ich übernahm die Verantwortung.

*

Wie das gekommen ist?

Ich schrieb ihm nicht: ich hatte zu große Furcht.

Ich dachte immerfort daran; aber schreiben konnte ich ihm nicht.

Und unablässig dachte ich an seine Worte:

„Du kannst mich erlösen, oder vernichten!“

Es war so seltsam! Daß ich die Macht besaß zu vernichten, wußte ich wohl — welche Frau weiß es nicht? — daß ich aber auch eine arme Menschenseele erlösen konnte, hatte ich nicht gewußt.

Einem einzigen Menschen „alles“ zu sein, wünschte ich? Jetzt konnte mein Wunsch sich erfüllen! In einer einzigen Empfindung groß zu sein, sehnte ich mich? Jetzt konnte ich meine Sehnsucht stillen . . . Und jetzt graute mir's vor meiner eigenen Macht, jetzt fürchtete ich mich vor mir selbst. Und — ich schrieb ihm noch immer nicht, ließ ihn warten und warten.

Jedoch dann geschah's . . .

Es waren grade viele Leute in der Villa; denn Frascati hat jetzt season. Die Torlonia sind hier, die Aldobrandini, Gracioli, und viele andere. Man lebt jetzt hier wie in Pau oder Baden. Auf Tusculum soll demnächst im griechischen

Theater Komödie gespielt werden. Ich hoffe, Assunta Neri kommt dazu her.

Also: es war viel Welt bei uns, und auf der Pinienwiese fand eine fête champêtre statt. Ich hatte die schönsten Mädchen und jungen Männer ausgesucht, in das alte prächtige Frascatanerkostüm gesteckt und ließ unter den Pinien Saltarello tanzen. Die Sarkophage waren mit frischen Rosen gefüllt, in denen große Scheiben Eis aufgestellt wurden. Hier soupierte man an kleinen Tischen.

Es war wirklich sehr hübsch.

Die Fürstin M . . . . war da. Schrieb ich Dir, daß diese Dame meinen Prinz-Gemahl unwiderstehlich findet? Ich schrieb es Dir wohl nicht? Es ist ja auch so gleichgültig. Stelle Dir vor: Madame la Princesse ließ sich sogar von Monsieur le Prince Smaragde schenken —

Außer diesem famosen Paar befand sich in der Gesellschaft noch ein zweites: mein junger Held und die kaum verheiratete Herzogin D . . . .

Du staunst? Ich ganz und gar nicht! Denn ich kenne die Welt.

Die junge Herzogin ist übrigens reizend.

Ich saß unter den geschmückten Särgen wie in einer Theaterloge und sah die Komödie mit an. Aber auf einmal wurde ich todtraurig.

Bei Anbruch der Dunkelheit begann man unter den Pinien zu illuminieren: Lampions, Raketen, Feuerräder, griechische Lichter. Dazu Musik, Lachen, Liebe, Glück, Leidenschaft, Lebensfreude.

Nur ich war traurig und einsam.

Ich wußte, daß ich an diesem Abend sehr schön aussah. Man hatte es mir mit Worten und Blicken deutlich genug zu verstehen gegeben. Mein junger Held ließ sogar seine reizende Herzogin im Stiche, kam zu mir, blieb bei mir, und seine Blicke sagten mir unaufhörlich: ‚Du bist sehr schön! Du bist so schön, daß ich dich haben muß! Und ich werde dich haben! Denn — ich kann warten.‘

Da faßte mich solcher Ekel ...

Dazu der Lichtglanz, die Musik, das Lachen, die Lebensfreude, das Liebesglück der anderen!

Die Villa Falconieri lag dunkel und einsam über mir; und ich wußte: dort oben wartet einer auf dich, den du erlösen kannst — erlösen allein durch deine Seele.

Ich erhob mich, ließ meinen jungen Helden sitzen, ging durch alle Menschen über die Wiese. Ich ging an dem Prinzen und seiner Fürstin vorüber, ging geradenwegs auf die kleine grüne Pforte zu, die jetzt immer unverschlossen ist.

Ich hätte die Pforte geöffnet, wäre geradenwegs hinaufgegangen, wäre zu ihm gekommen und hätte ihm gesagt:

„Hier bin ich. Jetzt erlöse du mich!"

Aber bei der Pforte stand er und wartete.

Als er mich kommen sah, lief er mir entgegen.

Er warf sich vor mich hin, umschlang mich, drückte seinen Kopf gegen meinen Leib und weinte.

Ich küßte seine Haare, seine Stirn, seine Augen, seinen Mund.

Ich küßte seine schlummernde Jugend wach.

Wir sind sehr glücklich.

*

Mein ganzes Leben ist Staunen geworden.

Tausend Dinge gehen in mir vor, davon ich nichts wußte — wie hätte ich davon auch wissen können?! Ich glaubte zu wecken und wurde selbst geweckt; ich glaubte zu erlösen und wurde selbst erlöst. Jetzt treibt es und blüht, drängt und stürmt, wird und gestaltet sich.

Ich kann immer nur staunen, immer nur still vor mich hinsprechen:

„Siehe, ein Wunder!"

Wenn ich Leute sehen muß, so ist mir's, als ginge ich mit leisen, leisen Schritten glanzvoll durch die Menge, als wäre es stumm und feierlich rings um mich, als spräche eine göttliche Stimme:

„Siehe — so schuf ich das Weib!“

Verstehst Du, was ich meine?

Aussprechen läßt es sich nicht.

Du mußt es ahnen können.

Und Cola?

Er begriff mich nicht, als ich zu ihm sagte:

„Du bist ja so jung! Du bist ja viel jünger als ich.“

Weil seine Jugend so lange den Zauberschlaf schlief, ist sie die Jugend eines Kindes geblieben. Und dann ängstigt sich der Mann fort und fort, quält sich und mich, daß er zu alt wäre: „viel zu alt“.

Dann lache ich ihn aus ...

Ob er wirklich ein Genie zum Dichten besitzt, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß er Genie hat zu lieben.

Und ich muß staunen, staunen.

*

Höre und lache! Aber lachen kann Deine kühle Hoheit ja nicht.

Also höre und — lächle.

Wir sind uns einander ähnlich ... Lächelst Du auch? Denn er und ich — wir sollten einander ähnlich sein? Der große unverbesserliche Träumer und die große unverbesserliche Mondaine!

Und doch ist es so.

Er lebte in einer Oede — wie ich; er war darin verkümmert, bereits halb zu Grunde gegangen — wie ich; er verzehrte sich in Sehnsucht — wie ich.

Noch mehr Aehnlichkeiten!

Ich sehe die Natur mit seinen Dichteraugen; und was ich sehe, drücke ich oft beinahe mit seinen Worten aus. Du solltest dann sein leuchtendes Gesicht sehen! Gestern bemerkte ich eine hohe Rüster, die am Wipfel mit feinen, feinen Zweigen in die Luft griff. Ich sprach davon, wie die alte Waldriesin „sich aushauche“. Da meinte er das nämliche, was Du einstmals im Kloster behauptet hast: in mir wäre ein Fünklein Poesie.

Weißt Du, Dina — ich glaube, ich sah die Natur schon damals mit seinen Augen. Und ich sah sie so, weil meine Seele noch ein vollkommen leeres Blatt war. Auf diese weiße weiche Fläche schrieb seine Hand mit scharfem Griffel. Denn Du erinnerst Dich des Eindrucks, den seine Naturschilderungen schon damals auf mich machten? Unbewußt wirkte er dann in mir fort und fort.

Und das wäre kein Wunder?!

Ich erzähle ihm Märchen. Und weil ich alle Märchen, die ich weiß, ihm bereits erzählte, so erfinde ich selber Geschichten. Ich thue es nur darum, weil er mir zuhört wie ein Kind; und weil dann seine Augen solchen Glanz haben.

Du siehst, was aus uns beiden geworden ist:

Zwei glückliche Menschen!

*

Des Schlüssels zu der kleinen grünen Pforte bedürfen wir nicht. Wir sprachen darüber gar nicht, es verstand sich von selbst. Er kommt nicht hinunter in die Villa Taverna, die der Prinz bewohnt; und ich gehe nicht hinauf in die Villa Falconieri, wo — auch er nicht allein war.

Wo wir zusammen sind?

Niemals hat ein Liebespaar solchen seltsamen Schlupfwinkel gehabt!

Auf Tusculum ist es jetzt so einsam wie am Ende der Welt; denn die Hitze hat selbst die Hirten hinuntergetrieben in die Wälder von Rocca di Papa. Nur Scharen großer Smaragdeidechsen hausen in den verbrannten Gräsern und Kräutern, deren Wohlgerüche uns umströmen. Den Gipfel bedeckt verdorrtes Farnkraut, welches dasteht wie aus Goldbronze ciseliert. Und Felder blühender Königskerzen erstrecken sich von der Höhe bis ins Molarathal hinab, daß der Berg einem Riesenaltar gleicht, dicht besetzt mit kunstvoll gearbeiteten Kandelabern. Aus dem silberhellen Laubwerk erheben sich die schlanken goldigen Blumenfackeln, von der Sonne für unsere Liebesfeier entzündet.

Aber in den Ruinen der Tibervilla glänzt und gleißt der ganze römische Sommer! Die Höhlungen, die die versunkenen Hallen in den Boden gerissen haben, füllen weiße Cistusrosen und bunte Wicken; in den eingefallenen Wölbungen, durch deren Schuttwälle man wie durch die Trümmer eines Bergsturzes schreitet, wuchern unter blühenden Holunderbäumen mannshohe Disteln mit großen violetten, purpurroten und ultramarinblauen Blüten, und das einstmalige Nymphäum des schrecklichen Tiberius ist ein einziges Malvenbeet.

Blumendickichte bilden jetzt das Unterholz der Kastanienwälder, die in der Tiefe rings um Tusculum einen dichten Wall ziehen. Die schönen Bäume stehen in voller Blüte; und die weißen Kronen leuchten zu unserer Höhe empor, als würde der Berg von märchenhaften Schaumwellen umbrandet. An Sciroccotagen sind wir von der Welt durch Wolkendunst geschieden. Wir scheinen alsdann zwischen Himmel und Erde zu schweben, erblicken nichts, als über uns, unter uns das leuchtende Gewölk, um uns die Blumengefilde — eine Insel der Seligen im Ocean der Luft!

Höre nur weiter:

Ganz auf der Höhe, zwischen der Kaiservilla und dem griechischen Theater, auf der Stätte des ehemaligen Forum, liegt ein kleines Haus, wie es auf der Welt kein ähnliches gibt. Lucian Bonaparte, dem Tusculum gehörte, hat es erbaut; und die Königin von Sardinien, die dem Napoleoniden im Besitze des Berges folgte, soll darin ein Theezimmer eingerichtet haben.

Jetzt ist das Haus Ruine und Eigentum Colas.

Eines Abends, als wir miteinander nach Tusculum hinaufritten, führte er mich hin. Er führte mich in einer Weise, daß ich mich plötzlich vor einer Wand des Hauses befand; und als ich über etwas, was ich hier sah, heftig erschrak, mich gradezu entsetzte, lachte er wie ein übermütiger Knabe, dem ein Schelmenstreich gelungen war.

In der Wand befinden sich nämlich mehr antike Statuen, Ornamente und Marmortrümmer als Steine. Einige Figuren

sind nur zum Teil eingemauert und machen den Eindruck, als schritten sie gespenstisch aus dem Gestein. Eine wie im Todeskampf geballte Riesenhand greift heraus . . . Aber da ist vor allem ein furchtbares Antlitz: das blasse Antlitz einer jungen lieblichen Frau. Nur das Haupt drängt sich qualvoll aus dem Mauerwerk. Grausen, Entsetzen und Todesangst haben die Augen weit aufgerissen, die Lippen geöffnet. Sie stöhnt, ächzt, wimmert, schreit. Sie strebt hinaus und ist doch eingemauert; sie will leben und muß doch sterben.

Es ist ein gräßliches Antlitz!

Und mir war es, als ob diese fürchterlichen Augen mich anstarrten, als ob dieser stöhnende Mund mich um Hilfe anschrie . . .

Cola führte mich zur Thür, hob mich auf und trug mich über die Schwelle. Drinnen hielt er mich an seiner Brust, mit Küssen mich fast erstickend. Dann ließ er mich sanft nieder. Er griff in eine Schale voll Blumen und streute sie vor mich hin, als ob ich eine siegreiche Königin wäre.

Mein Liebster hat das kleine seltsame Haus für uns eingerichtet. Japanische Matten bekleiden die Wände und bedecken den Boden; anmutige, schöne Geräte stehen umher. Die Fenster verhüllten Vorhänge aus weißer Seide.

An hellen Tagen erblicken wir unter uns das schwermütige Molarathal: vom Cavo bis zum Volskergebirge; sehen wir das Meer: vom Circekap bis Ostia. Und immer, immer sehen wir über uns auf dem Gipfel von Tusculum das Kreuz.

Unsere Liebe steht unter dem Zeichen des Kreuzes.

*

Eine große Leidenschaft!

Ich kann sie nicht nur einflößen, ich kann sie auch selbst fühlen.

Eine große Leidenschaft!

Sie hebt den Gesunkenen aus Abgründen zu Wolken-

höhen; sie badet die befleckte Seele in Aether; sie macht den geschändeten Leib madonnenrein.

Eine große Leidenschaft!

Es ist herrlich, sie zu erleben; aber göttlich müßte es sein, darin unterzugehen.

*

Wir Frauen sind erst dann Frauen: sind erst dann das, wofür wir geschaffen wurden, wenn wir lieben.

Lieber Vater im Himmel, laß mich sein und bleiben, wofür du mich schufst.

*

Mein Kuß hat ihn geweckt. Er ist stolz und demütig, leidenschaftlich und sanft, trotzig und weich.

Und wie jung er ist!

Er müßte zwanzigjährige blonde Locken haben zu seinem zwanzigjährigen jauchzenden Herzen.

Wenn er nicht mehr gar so toll selig ist, will er auch wieder arbeiten.

Durch mich!

*

Wir sprechen nicht von der Vergangenheit und nicht von der Zukunft. Auch nicht von der Gegenwart.

Wozu brauchen wir von ihr zu sprechen?

Wir erleben sie ja!

Wenn ich nicht bei ihm bin, so umkreisen ihn meine Gedanken wie ein Flug schimmernder Vögel.

Meine Liebe kam zu ihm wie die Taube, die mit dem Oelzweig über den sinkenden Wassern schwebte.

*

Heute waren wir wieder einmal wie die Kinder. Wir liefen von unserem Hause fort zu der Felsenwand an dem fürchterlichen Abgrund unter dem Kreuz, wo im Frühling der Ginsterzauber lohte, und schrieben an eine Klippe unsere Namen. Ein riesengroßes V: Viviane, und ein C: Cola.

Jetzt stehen auch unsere Namen unter dem Zeichen des Kreuzes — unter dem Zeichen der himmlischen Liebe.

Wie glückselig thöricht man sein kann!

*

Sollte ich wirklich bald sterben müssen, so möchte ich meine Hände in die seinen legen und darin so lange lassen, bis die Leichenfrau sie herausnehmen muß. Wie gut meine armen kalten Hände in den seinen aufgehoben wären!

Hand in Hand möchte ich mit ihm fortgehen, Hand in Hand mit ihm wandern: mit ihm wandern durch die Unendlichkeit.

*

Einem Menschen alles sein, heißt für die Frau nicht leben und lieben; sondern ein Evangelium verkünden, eine Mission erfüllen: die Frau thut das, wofür sie gesandt ward.

Es ist gewiß nicht wahr, daß moderne Frauen Priesterinnen der Decadence sind, daß unsere Entwickelung eine sinkende Linie bildet. Wir steigen und steigen!

Aber — wir müssen einem einzigen Menschen alles sein können.

Wenn ich also wirklich bald sterben sollte — er sein Alles bald verlieren müßte — dann besäße er mich ja erst ganz und für ewig; denn Liebe kann kein Ende nehmen.

Ich wollte, ich wäre gestorben in der Nacht, wo sie auf der Pinienwiese den Saltarello tanzten, wo ich zu ihm gehen wollte und ihn bei der kleinen grünen Pforte traf, wo ich seine schlummernde Jugend wachküßte.

Das Glück hätte mich töten müssen.

Auch für ihn wäre es besser gewesen, viel, viel besser ... Aber das ist ein schwermütiger Gedanke.

*

Um Gottes willen, nur nicht unglücklich werden!

Das Unglück ist etwas zu Häßliches.

Wir müssen in strahlender Schönheit enden.

*

Daß es dergleichen gibt!

Denn er ist mir Bruder und Freund, Gatte und Geliebter — eben alles!

Aber er soll nur mein Geliebter sein, nichts anderes als mein Geliebter!

Würde mich nur nicht inmitten des erstickenden Jubels plötzlich die Angst wieder befallen: die Todesangst vor mir selbst! Ich kann sie nur einwiegen, wenn ich bei ihm bin, wenn ich mich an seine Brust dränge.

Seine Nähe ist für mich Wiegengesang.

*

Wenn ich ihm meine Märchen vorgeplaudert habe, erzählt er mir von seinem Leben in der Villa Falconieri, die er noch mehr liebte als mich, und auf die ich eifersüchtig bin. Und das mit großem Grund! Denn seine Villa Falconieri ist ohnegleichen, und seine arme kleine Viviane — die Angst! O, die Angst! Was kann ich nur thun gegen diese entsetzliche mordende Angst?

Also er erzählt mir, wie er mit Kohlenbrennern, Hirten, Jägern und Campagnuolen gelebt hat: über zwanzig Jahre! Wir sitzen vor unserem kleinen Hause, die Marmorleiber, die eingemauerten, wollen zu uns heraustreten, können nicht, scheinen sich zu krümmen und zu winden, scheinen zu stöhnen und zu seufzen. Die Riesenhand krampft sich in Qualen zusammen und erhebt sich drohend gegen uns. Die Augen der jungen Frau, die leben möchte und sterben muß, können sich noch immer nicht schließen, ihre wimmernden Lippen noch immer den letzten Seufzer nicht aushauchen. Es wird Abend. Ueber dem Cavo steigt die blasse Mondsichel auf; aus dem Molarathal quillt der Dunst des heißen Tages in Nebelwellen zu uns empor.

Im Hause zündet mein vertrauter alter Diener die Kerzen an. Wir bleiben draußen sitzen und er erzählt mir.

Es sind Geschichten von Menschen aus einer Welt, von der ich nichts wußte. Welch tierisches Dasein! Er hat ein

Mitleid mit allen diesen Leuten, welches ich nicht fühlen kann. In diesem einen sind wir einander ganz fremd. Wenn es ein böses Fieberjahr gab, hat er oft wochenlang in der Campagna gelebt, den Leuten Chinin gebracht, die Kranken gepflegt und die Sterbenden getröstet. Viele sind in seinen Armen gestorben.

Er ist eine Samariterseele und thut Werke der Barmherzigkeit mit solcher Naturnotwendigkeit, wie eine Mondaine unausgesetzt an ihre Schönheit und Eleganz denken muß. Ich habe von einer Samariterin keinen Atemzug in mir; und wenn ich wie eine Heilige unter meinen Bettlern und Krüppeln stehe, so ist das nur eine Pose.

Ich könnte ihm aus meiner Welt auch Geschichten erzählen. Aber ich werde mich hüten.

O, ich bin klug!

*

Wir müssen vorsichtiger sein.

Vorsicht ist häßlich; und es empört mich, die Häßlichkeit dulden zu müssen. Es hilft jedoch nichts.

Der Prinz ist jetzt merkwürdigerweise weniger als sonst in Rom. Er ist jetzt immer sehr ritterlich, beängstigend höflich.

Es ist eine Caprice von Cola, daß er nicht in die Villa Taverna kommen will. Wir disputieren darüber; aber er gibt mir nicht recht. Ich bitte ihn; aber er schlägt mir meine Bitte ab. Ich schmolle mit ihm; doch bleibt er dabei, daß er nicht kommen will. Ich werde ernstlich böse, und — er kommt trotzdem nicht!

*

Wir sahen uns einige Tage nicht.

*

Ich eilte ihm entgegen, ich warf mich in seine Arme, drängte mich an seine Brust. Ich wollte aus seinen Armen gar nicht wieder heraus.

Er ist so gut, so gut!

Ich bin bei ihm so sicher und geborgen, werde so gut bei ihm, so viel, viel besser.

Er ist mein Hort und mein Heil.

Er war nicht böse mit mir; nur sehr ernst, sehr traurig.

Ich weinte.

*

Er dichtet. Er schreibt ein Drama. Er ist wie berauscht.

Seit fünfzehn Jahren dichtet er wieder!

Immer wieder und wieder sagt er mir: er danke es mir, einzig und allein mir! Ich mache ihn nicht allein zum glücklichen Menschen — ich mache ihn auch wieder zum Dichter.

Es wird ein modernes Stück: eine Verherrlichung der Frau ... Wiederum eine Verherrlichung der Frau; noch dazu der modernen Frau!

Ich sorge mich etwas.

Er scheint zu wünschen, daß die Neri sein Stück spielt.

*

Ich bin gar nicht so froh, wie ich sein sollte. Ich bin eifersüchtig auf seine Arbeit: sie zieht ihn ab von mir. Wozu braucht er wieder zu dichten? Er soll lieben! Er soll mich lieben. Er soll nie mehr etwas anderes thun, als an mich denken, als mich in seine Arme schließen. Was kümmert ihn die moderne Frau?

Er kennt sie ja doch nicht.

Es ängstigt mich gradezu, daß er uns Frauen wiederum verherrlicht.

Aber er ist so rührend in seiner Glückseligkeit, endlich wieder arbeiten zu können.

*

Heute sprach er mit mir über Maria.

Es war das erste Mal, daß er ihren Namen nannte.

Ich wandte mich ab.

Er hat ihr „alles" geschrieben. Sie bleibt in Deutschland. Ich mochte ihn nicht fragen, was sie ihm geantwortet hatte. Er machte solch sonderbares Gesicht, als er ihren Namen nannte.

Ich stahl ihn dieser Frau! Er gehört mir, ganz mir, ewig mir! . . . Ja, ich raubte ihn ihr.

Nein! Denn er hat ihr niemals gehört.

Eigentlich thut sie mir leid.

Ob er wohl viel an sie denkt?

Es geschah ja doch nur aus Mitleid, daß er sie an sein Herz nahm.

Ihre weißen wilden Wolfshunde habe ich jetzt zu meinen Füßen. Das ist auch ein Triumph! Zuerst fletschten sie die Zähne gegen mich, hätten mich am liebsten zerrissen; jetzt kriechen und winseln sie vor mir. Nach der Abreise ihrer Herrin suchten sie diese tagelang; tagelang rührten sie kein Fressen an.

Und jetzt spiele ich mit ihnen wie mit Mäuslein.

Cola liebt nicht, daß die Hunde bei mir sind. Sie kommen jedoch immerfort auf den Berg gelaufen, lassen sich nicht fortscheuchen, bleiben bei mir als meine Trabanten.

Ich weiß recht wohl, weshalb er mich nicht gern mit Marias Hunden sieht.

*

Ein Bekenntnis! Es treibt mir vor Scham das Blut ins Gesicht. Ich komme mir vor, wie noch einmal entweiht.

Der Prinz machte mir eine Erklärung: er sei in mich verliebt!

Ich soll seit kurzem seltsam verändert sein. Es soll etwas über mir liegen, etwas Unaussprechliches, Unverständliches.

Wenn er wüßte, welche Gottheit mich berührt hat . . .

Das nenne ich Decadence: die Decadence des Mannes am Ende dieses Jahrhunderts! Er verliebt sich in seine Frau erst dann, wenn sie einen andern liebt. Er findet

sie erst dann begehrenswert, seitdem ein anderer sie besitzt und etwas Glanzvolles über ihr liegt, was nicht von dieser Welt ist.

Ich hätte es ihm so gern ins Gesicht gesagt! Zum Glück schwieg ich.

Wie ich mich schäme!

*

Cola nennt mich sein „Schicksal“.

Ich bin also für ihn eine überirdische Macht, gleichsam eine göttliche Gewalt und könnte Vorsehung spielen. So etwas gefällt einer eitlen Frau.

Er hat manchmal einen ganz eigentümlichen Blick, wenn er mich sein Schicksal nennt: solchen Seherblick! Aber der Dichter soll ja wohl Prophet sein?

Heute setzte ich meinem Liebsten die Gründe auseinander, weshalb ich ihn lieben muß: aus Naturnotwendigkeit lieben!

Erstens: weil er ganz anders ist als alle anderen Männer, ganz, ganz anders. Zweitens: weil er mich liebt, wie kein anderer mich lieben kann. Drittens: weil er ein guter Mensch ist und seine Güte mich gut macht. Viertens: weil er etwas in seinen Augen hat — eben die Himmelsflamme, die große Leidenschaft. Fünftens: weil er mich immer verstehen, immer entschuldigen wird, also niemals verdammen kann — was auch geschehen möge. Sechstens — — Ich vergaß, welchen Grund ich ihm sonst noch angab. Es sind ja auch Gründe genug und übergenug.

Wenn er mich jemals aus seinem Herzen fortstoßen sollte, würde ich ihm folgen. Ich würde ihm nachschleichen wie ein Hündlein seinem Herrn. Ich würde nicht eher ruhen, als bis er mich wieder an sein Herz genommen hätte. Denn nur an seinem Herzen finde ich Rettung.

Rettung wovor?

Vor mir selbst!

Wie klein, wie jammervoll klein ist doch alles, wenn

man fühlt, was ich fühle: eine große Leidenschaft! Um den Wert aller Dinge kennen zu lernen, muß man lieben.

*

Kann Liebe jemals enden?

Nein! nein!

Es müßte denn sein, daß — Was müßte sein?

Besinne Dich!

Es müßte sein, daß Uebersättigung eintritt: ein physisches und seelisches Zuviel! Ein Zuviel, welches Ekel einflößt. Und Ekel ist der Tod eines jeden Gefühls.

Heute sprach ich mit ihm hierüber. Er verstand mich gar nicht, war ganz entsetzt, gradezu empört.

Er rief:

„Eine seelische Uebersättigung! Was meinst du eigentlich damit? Wie kann es eine seelische Uebersättigung geben?!"

Ich lächelte:

„Mein Gott, ja! Eben ein embarras de richesses an Gefühlen. Man wird so müde davon, so —"

Ich verstummte unter seinem entsetzten Blicke.

Es war nicht recht von mir; denn ich wollte ihn quälen. Ich verspürte plötzlich solche Lust dazu, daß es mir selbst ganz unheimlich war.

Es sind dies Anwandlungen jenes alten schändlichen Ichs, das in mir noch nicht ganz erstorben ist. Ich wollte, es würde in mir umgebracht: so mit einem einzigen Schlag!

Denn immer wieder diese Angst, diese Todesangst . . .

*

Hoffentlich liest er mir sein Drama nicht vor.

Ich kann es nicht ausstehen, wenn Dichter ihre Sachen vorlesen! Sie sind dann so pathetisch.

Und alles Pathos ist geschmacklos.

Ich werde ihn bitten, mich mit der Aufführung zu überraschen.

*

Heute wollte er mit mir über die Zukunft sprechen: über unsere Zukunft . . . Still, o still! Ich will von

keiner Zukunft hören. Und ich küßte ihn so lange, bis er still war.

Ich glaube wahrhaftig, er wünscht, daß ich dem Prinzen alles eingestehen soll. Grade jetzt, wo der Prinz —

Er ist doch durch und durch ein großes Kind: eben ein Dichter, ein Verklärer der grauen Wirklichkeit.

Darum liebe ich ihn ja!

Mein junger Held von diesem Sommer wird von seiner jungen Herzogin so rasend geliebt, daß sie sich von ihrem Mann trennen lassen will.

Also auch eine „große Leidenschaft“.

Merkwürdig!

*

Assunta Neri kommt im Herbst.

Ich freue mich sehr auf sie. Eigentlich verdanke ich ihr den Anfang meiner Erweckung, meiner Erlösung. Sie sprach damals so große feierliche Worte zu mir; und seit jenen Worten begann ich anders über mich selbst zu denken. Ohne ihren hypnotischen Einfluß hätte ich mir niemals die Kraft zugetraut, die Verantwortung zu übernehmen.

Verantwortung —

Das Wort hat solchen sonderbaren Klang!

*

Sehr freue ich mich auf Assunta Neri!

Sie wird mir wieder helfen, mich wieder stark machen, mir ihren edlen Geist suggerieren.

Vieles ist eben doch recht schwer.

Dieses entsetzliche eingemauerte Frauenhaupt . . .

*

Seit Wochen habe ich nichts geschrieben.

Meine Hände sind wie gelähmt.

Wie gelähmt ist meine Seele.

*

Dina, hilf mir! Dina, Dina!

Was ist das nur mit mir? Sage Du mir's! Du bist ja so weise, so gütig, so barmherzig.

Ich habe solche Angst, es ist solche Qual!

Dina! Um Gottes willen, Dina!

Ich will ihn lieben! Will?

Ich muß!

Sonst ist er verloren, sonst bin ich verloren! Es ist ja auch nicht möglich, daß — Dina! Dina! — daß ich schon jetzt — schon so bald — —

Ich bin gewiß verrückt ...

Aber so hilf mir doch!

*

Nein! Nein! Nein!

Bin ich denn anders als andere Frauen? Bin ich eine Abnormität, eine seelische Mißgeburt?

Ich will nicht anders sein!

Ich will sein wie alle Frauen, die lieben und geliebt werden, die glücklich machen und glücklich sind.

Wäre er nur nicht so leidenschaftlich —

*

Ich wehre mich, wie ich nur kann.

Ich kämpfe und ringe mit mir.

Ich schlage meiner Seele blutige Wunden.

Gott, Gott, wie ich leide!

*

Er merkt nichts, ahnt nichts. Das beruhigt mich etwas.

Er darf nichts ahnen — niemals!

Es würde ihn — ich weiß nicht, was mit ihm geschehen würde ...

Doch! Ich weiß es genau.

Ich wollte ihn ja erlösen, nicht vernichten.

Ich übernahm ja doch die Verantwortung!

Ich habe ja doch ein Gewissen!

Käme Assunta Neri nur!

Oder wenn Dina bei mir wäre, wenn ich zu ihr könnte —

Warum kann ich nicht?

Fort!

*

Ich muß bleiben! Was hülfe auch Flucht? Sich selber kann der Mensch ja doch nicht entfliehen.

Ich will ihn täuschen. Es wird nicht schwer sein, da er so gläubig ist wie ein Kind.

Und so glücklich. Gott, Gott, so glücklich!

Es ist merkwürdig, wie gut ich mich verstellen kann. Ich bin ruhig und heiter, rede mit ihm viel über die Zukunft: über unsere Zukunft. Ich habe ihm versprochen, dem Prinzen nächstens alles zu sagen, mich von dem Prinzen zu trennen, den Skandal, den die Sache machen wird, mit souveräner Größe über mich ergehen zu lassen. Und wie er mir dankt, wie er mir vertraut . . .

Wäre er nur kein solch guter Mensch!

Sogar küssen lasse ich mich wieder von ihm —

Es ist gar nicht so schwer, das Heucheln und Lügen. Man gewöhnt sich sehr bald daran.

Nur nachdenken darf man darüber nicht; denn sonst —

*

Die ersten Herbstregen!

Die Campagna feiert ihren zweiten bacchantischen Lenz. Sie gleicht einer unglücklich Liebenden, die sich von Blüten ersticken läßt; denn unter diesem falschen Frühling lauert der Tod.

Ich habe noch immer Mitleid mit ihm . . .

Der Graf Cola Campana
an
Herrn Richard Voß

Berchtesgaden, Villa Bergfrieden,
Deutschland.

Villa Falconieri, Hochsommer.

Meine letzten Aufzeichnungen blieben im Schreibtische liegen. Vielleicht schicke ich auch diese nicht ab.

Heute depeschierte ich Dir und bat Dich, unter keinen Umständen her zu kommen.

Zum Glück verstehst Du, daß es hier nichts zu „helfen“ und zu „retten“ gibt, daß die Sache rettungslos ist. Ich danke Dir für Dein Verständnis. Es wäre bei Dir ja auch gar nicht anders möglich gewesen.

Und mehr noch als hierfür, danke ich Dir und Deiner Frau eure Geschwisterliebe für Maria. Ihr wißt: Dank ist bei mir kein Wort; sondern eine Empfindung.

Daß Maria herrlich sein würde, wußte ich.

Sie ist eben Maria!

Die Größe, die sie in diesem schweren Konflikt zeigt, zermalmt mich jedoch nicht; sondern erfüllt mich mit einem stillen starken Glücksgefühl über das Dasein solcher Frauen. Maria lehrt mich jeden Tag von neuem, daß ich die Seele

der Frau doch richtig erkannte, daß es nichts Höheres und Verehrenswürdigeres gibt als das reine Weib, daß der Liebesgewalt der edlen Frau kein Ding auf Erden unmöglich ist.

Sie wird für mich lebenslang das Reinste und Höchste sein: ein stilles leuchtendes Sternbild.

Was geschehen soll, kann ich euch zur Stunde noch nicht sagen. Erweiset mir auch noch diesen letzten Liebesdienst: seid geduldig mit mir und wartet noch eine kleine Weile.

Jedenfalls muß bald etwas geschehen.

*

Ich bin freilich ein anderer Mensch geworden: ein neuer Mensch! Ich wußte nicht, daß solche Wandlung eines Menschen möglich sein könnte. Und wodurch sie bei mir erfolgte! Ich begreife auch nicht mehr, daß ich schon einmal in meinem Leben geliebt haben soll: damals, als ich meinen Jahren nach jung war.

Ich habe nur ein einziges Mal geliebt: jetzt!

Ich weiß nicht, wie andere Menschen lieben ... Bisweilen versuche ich einen Vergleich zu ziehen. Auch zwischen mir und der erdichteten Liebe: zwischen mir und meinen eigenen Helden zum Beispiel.

„Aber das ist ja alles unwahr!" rufe ich dann aus. „Das sind ja nur Worte, nichts als Worte! Nur leerer Klang und Schall, nur der matte irdische Abglanz eines himmlischen Sonnenfeuers ..." Und ich schäme mich meiner Stümpereien. „Das konntest du einmal denken und dichten, das für Empfindung und Leidenschaft halten, das in einem Moment der Ekstase schön und bedeutsam finden?!"

Nur Shakespeare, Dante und Goethe konnten die Liebe dichten.

Wie ein achtzehnjähriger Schulknabe lese ich „Romeo und Julia", lese ich in der „göttlichen Komödie" die Malatesta-Tragödie, lese „Werther", „Faust" und „Tasso". Ich

lese diese hohen Lieder der Liebe, als wäre es zum erstenmal.

Du solltest nur sehen, wie verändert ich bin. Ich habe das Gefühl des Unsterblichen! Anders kann ich's nicht ausdrücken.

Ich schildere Dir Viviane nicht. Ich müßte ein großer Dichter sein, um sie Dir schildern zu können. Ich sage Dir auch nichts von unserem Leben. Jeden Tag treffen wir uns auf Tusculum in einem kleinen Hause, welches mir gehört. Es ist jetzt auf dem schönen wilden Berge so einsam, daß ich gestern einen Wolf durch die Ruinen streifen sah.

Diese schändliche Heimlichkeit muß natürlich bald ein Ende nehmen.

Sehr bald!

*

Auch sie wird täglich mehr und mehr zu einem neuen Menschen umgewandelt. Und alle diese Wunder vollbringt die einfachste natürlichste menschlichste aller Empfindungen, die zugleich so göttlich ist, daß sie mit Schöpferkraft erschaffen kann ... Aber es läßt sich nicht ausdenken, was wir Männer an einer Frauenseele auch wiederum sündigen können.

Wir sind dann zehnmal ärger als Totschläger.

Maria vermochte ich nicht zu helfen — ich vermochte nicht! Ich helfe Viviane; denn — ihr kann ich helfen.

Ihre ganze Entwicklung als Weib liegt vor mir wie ein geöffnetes Buch. Zug um Zug sehe ich, was an ihr verkümmerte und wie dies geschah. Das Leben war für sie eine standesgemäße Zuchtanstalt, daraus sie schließlich als grande mondaine hervorging. Von ihrer ganzen Empfindung als Weib blieb nur die Sehnsucht übrig.

Diese bewahrte sie vor völligem Untergang und diese verzehrte sie zugleich. Denn die Aerzte täuschten sich. Ihre tödliche Krankheit heißt nicht Schwindsucht, oder Auszehrung, sondern: „Sehnsucht!"

Sehnsucht nach Licht und Leben, nach Liebe und Glück.

Und Sehnsucht nach dem einen und einzigen Manne, der für dieses eine und einzige Weib geschaffen wurde.

Und dieser Mann bin ich!

*

Wie konntest Du mir nur schreiben: ob ich ihrer sicher, ganz sicher sei?

Das war unrecht von Dir, das durftest Du nicht!

Du durftest nicht an ihr zweifeln, durftest nicht versuchen, in mir Zweifel zu wecken.

Verzeihe meine Heftigkeit. Du kennst sie ja nicht und bist der treuste Freund der armen, armen Maria.

Also will ich Dir ruhig antworten:

Ja, Lieber! Ich bin ihrer „ganz sicher".

Ich glaube an sie wie der gläubige Christ an seinen Herrn und Heiland; ich vertraue ihr wie der Schiffer in fremden gefährlichen Gewässern dem Piloten. Mein Glaube und Vertrauen sind so über allem Ausdruck stark wie meine Liebe. Und diese ist eine Naturgewalt. Wir haben nur nötig, uns eine klare reine Lebensatmosphäre zu schaffen, bevor durch das schmachvolle Geheimhalten ein Tropfen Gift in uns dringt. Allerdings sind wir noch immer so von uns selbst berauscht, daß wir uns kaum auf uns selbst zu besinnen vermögen — wie viel weniger also auf das, was zunächst geschehen soll und was uns jedenfalls des Häßlichen genug und übergenug bringt. Seitdem sie mich liebt, ist sie solch zitterndes angstvolles hilfloses Geschöpf; und wenn ich ihr sage: die Lüge sei das Allerhäßlichste, so starrt sie mich mit solchem Entsetzen an, daß ich schwach werde und nachgebe.

Das Glück muß sie erst wieder gesunder machen und sie wird dann gleich widerstandsfähig sein. Uebrigens bringt jeder Tag sie ihrer Genesung näher. Und daß ich der Wunderthäter war, der zu dieser Gestorbenen sprach: „Weib lebe!" — sieh, allein dieses ist wert, daß ich so lange gelebt und gelitten habe.

*

Erst jetzt, wo ich anfange zu gesunden, weiß ich, wie krank ich war.

Wenn ich's recht bedenke, graust mir's, daß Gehirn und Gemüt so etwas aushalten können! Wie war ich nur imstande, mich so ganz in die Einsamkeit zu flüchten, in die Natur zu versenken? Das war ja Unnatur!

Und diese Wut, die Menschen zu meiden, als ob sie verpestet wären.

Aus der Einsamkeit heraus, flüchte ich mich jetzt zum Menschen; aus dem Wunder der Natur fort, versenke ich mich jetzt in das Mysterium des geliebten und liebenden Weibes.

Es ist Auferstehung!

Lieber Freund, ich feiere jetzt meine Ostern.

Gelingt es mir denn, Dir auch nur annähernd begreiflich zu machen, wie ich empfinde und was aus mir geworden ist?

*

Ich glaube, ich schrieb Dir einmal, wie ich in meinem Freskenzimmer lag und träumte: wenn die gute holde Frühlingsgöttin aus ihrem leuchtenden Gewölk eine ihrer Blüten auf mich herabwürfe, so würde ich aufstehen und wieder leben — wieder arbeiten.

Die Himmlische behielt ihren Lenz für die Erde und die übrige Menschheit; aber eine gütige Gottheit schickte mir das Weib, welches für mich geschaffen worden ist. Sein Kuß sank auf meine Stirn wie eine weiche sonnenheiße betäubend duftende Wunderblume; und auch das zweite große Schicksal erfüllte sich an mir: nach fünfzehnjährigem Verstummen finde ich noch einmal die Sprache wieder.

Ich weiß, daß ich verschollen und vergessen bin, und ich habe mich damit abgefunden.

Jetzt soll die Welt mich noch einmal hören.

Bist Du erschrocken? Fürchtest Du, es möchte eine Geisterstimme sein, hast Du Gespensterfurcht? Ich selbst bin

ganz ruhig, ganz sicher. Und sollte meine alte romantische Weise in dem Getöse des Zeitensturmes auch wunderlich klingen, wird es wenigstens eine Melodie sein. Sie wird aus meiner tiefsten Seele aufsteigen, dahinrauschen und mit ihrem Klang andere mühselige und beladene Seelen erfüllen.

Während um uns das Geschrei über die „Entartung“ des Weibes lärmt, will ich im stillen Glück das hohe Lied des Weibes dichten.

Ich will sagen, woran unsere Zeit leidet: daran, daß sie nicht mehr an die von allen Leiden erlösende Liebesgewalt der Frau glaubt. Ich will sagen, daß dieser Zauber sich noch immer an uns mächtig erweist, daß unser Seelenheil allein auf der Frau beruht.

Der Genius der Zeit muß wieder das liebende, sich selbst verleugnende, im Manne aufgehende, reine Weib werden.

Ich schreibe diese Verklärung der Frau unter den stillen, von Genien durchgaukelten Wipfeln des Venushains und werde das Drama: „Frühling“ nennen.

Das Seelenleben der neuen Generation hat sich auf der Jagd nach Ruhm und Genuß, nach Glück und Gold zu Tode gehetzt.

Es liegt erstarrt unter funkelnder Decke.

Auf den kalten Leichnam fällt die heiße Thräne der unsterblichen Liebe der Frau.

Da erhebt sich der Tote. Blumen sprießen ringsum auf, die ganze Welt bedeckt sich mit Blüten:

„Frühling, Frühling!“

Es wird ein Jubelschrei sein.

*

Ich muß immer wieder darüber staunen, wie sie ein Teil meines Wesens ist und wie eine rätselhafte Vorsehung alles so wunderbar fügte ... Da leben die zwei getrennten Hälften eines Menschen, jede einsam für sich. Das heißt: sie leben nicht — sie existieren nur. Und da werden sie

durch einen Zufall — oder durch das Schicksal — zusammengeführt. Mit der Gewalt eines Elements vereinigen sie sich, gleichsam durch Magie werden sie zu einander hingezogen — zu einander hingerissen. Widerstand ist unmöglich.

Plötzlich sind die beiden eines, eine Seele, ein Leib: ein Mensch!

Das Gesicht, von dem wir noch gestern nichts wußten, bedeutet für uns heute das Antlitz der Menschheit; mit der Stimme, die uns soeben noch fremd war, spricht jetzt unsere eigene Seele zu uns; der Händedruck, der Blick, das Lächeln eines Menschen, an dem wir vielleicht ohne aufzusehen vorüber gegangen wären, hat die Nacht in uns zum strahlenden Tage verwandelt.

Was wir bis dahin kannten, wird uns fremd; was wir bis dahin liebten, wird uns gleichgültig; was wir so lange für Zweck und Ziel unseres Daseins hielten, erscheint uns wertlos.

Wir werden zu treulosen Freunden, Gatten, Söhnen, zu Vernichtern ganzer Existenzen — wir müssen es werden, mögen wir uns auch noch so sehr dagegen wehren.

Und wir werden zu Verbrechern, zu Wahnsinnigen und Selbstmördern.

*

Wie vor langen, langen Jahren sitze ich jetzt täglich viele Stunden an meinem Schreibtisch unter der Marmormaske von Michel Angelos schönem „Sterbenden", den ich um das wonnevolle Aushauchen seines Lebens so oft bitter beneidet habe. Ueber mir halten die Genien der großen Göttin ein Blütengewinde; und ich schreibe, schreibe!

Mir ist's, als müßte ich den Blick eines Sehers, das selige Lächeln des Verzückten haben.

In solcher Glückseligkeit dichte ich meinen „Frühling".

Wenn ich aufschaue, sehe ich unter mir die Campagna sonnenverbrannt.

Ich sehe einen weiten goldenen Dunst, und darüber schwebt die Peterskuppel.

Seit langen, langen Jahren habe ich wieder Nächte voller Schlaf und voll Friedens. Mein einsames Licht ist also endlich zur Ruhe gegangen!

Und auch unten das ihre.

*

Letzte Nacht ließ die Glut mich nicht schlafen. Ich stand auf, ging auf die Galerie — da leuchtete unter mir wieder der einsame Stern.

Sie wachte!

Aber als ich sie heute angstvoll fragte: ob sie schon wieder schlechte Nächte hatte, flüsterte sie mir zu:

Sie hätte gewacht, weil sie die ganze Nacht über gelauscht: ob sie unter ihrem Fenster meine Schritte nicht hörte? Sie hätte die ganze Nacht über gewartet.

Ungern und zaudernd versprach ich ihr, das Geheimnis unserer Liebe noch so lange zu dulden, bis ich mein Drama vollendet habe.

Aber dann sofort volle Klarheit und Wahrheit!

*

Assunta Neri ist wieder Gast in der Villa Taverna. Sie kommt mir sehr verändert vor: krank, krank!

Und so apathisch, so müde!

Was ist das nur mit den Frauen?!

Da ist diese Frau Zoll für Zoll eine große Künstlerin — nicht reproduzierend, sondern erschaffend! — und zugleich ist sie ein volles echtes Weib. Und dennoch scheint sie unglücklich zu sein? ... Vielleicht ist sie es grade darum, weil sie eine große Künstlerin und ein echtes Weib ist! Denn kann das wahre Weib in dieser Welt vollkommen glücklich sein?

Nein!

Soll eine große Künstlerin ein lächelndes Gesicht haben?

Nein, nein!

Stumm kommt sie in die Villa Falconieri, stumm geht sie wieder. Sie hatte Maria gern, scheint sie aber bereits

vergessen zu haben. Mit ihren stillen schmerzlichen Augen sieht sie alles; und alles scheint sie düster zu sehen — auch unser neues leuchtendes Leben, von dem sie sicher weiß. Sie glaubt nicht daran. Sie glaubt überhaupt an kein Glück. Alles an ihr ist Schwermut und Erschöpfung.

Was sagte sie damals von Viviane? Sie sei schwerlich zu retten.

Sie ist gerettet!

*

Ich erzählte ihr von meinem Drama. Teilnahmlos hörte sie mich an. Am nächsten Tage jedoch kam sie und sagte mir: sie wollte das Stück lesen.

In einigen Tagen hoffe ich fertig zu sein.

*

Beendet!

Holde gute Frühlingsgöttin, sei gnädig meinem Werk! Unter deinem himmlischen Blütenzeichen entstand es: mein bestes Stück Leben, welches ich zu geben vermag. Trage meine Worte auf deinen sanften Winden hinaus in die Welt. Lasse sie hier und dort auf ein einsames schmerzerstarrtes Menschenherz niederfallen; und lasse es dann in dem armen toten Herzen knospen und blühen, daß es noch einmal aufbebe in Werdedrang und Daseinslust:

„Mai ist gekommen!"

*

Assunta Neri las mein Stück und — wird es spielen!

„Vielleicht kann es Sie retten," sagte sie.

Mich retten? Was meinte sie damit? Bin ich denn verloren, daß ich gerettet werden müßte? Jetzt, wo ich nach langem lebendigen Tod mein jubelndes Frühlingslied sang; wo ich Viviane, meinen ganzen Menschen, fand!

Und jetzt sollte mich etwas vielleicht retten können?

Meint sie etwa, daß auch ich „schwerlich" zu retten sei?

Welche Phantasieen! Ich schrieb mein Werk, ich fand Viviane, und — auch ich bin gerettet!

Assunta Neri studiert bereits unter den Cypressen meine Heldin.

Assunta Neri „studiert“ — ich hätte sagen müssen: Assunta Neri beginnt meine Frauengestalt zu erleben.

Und jetzt endlich, endlich Wahrheit!

Meine große Weltdame ist ein großes Kind, das sich fürchtet. Aber ich lache mein thörichtes Kind aus. Sie ist so rührend, wenn sie so angstvoll und hilflos ist.

„Kind, Kind, was fürchtest du nur? Etwa die Welt?“

Jetzt lachte sie auch.

Wir machten es nun so aus: sie wird mit mir abreisen: irgend wohin! Zugleich schreibe ich dem Prinzen und stelle mich ihm zur Disposition.

Diese Weise ist allerdings vollkommen rücksichtslos; aber vollkommen aufklärend — da es einen Eklat gibt, was ja doch nicht zu ändern gewesen wäre.

Mein furchtsames Kind zittert davor, der Prinz könnte mich im Duell verwunden, wohl gar töten. Als ob das möglich wäre?!

Jetzt sterben, wo ich eben erst anfange zu leben —

Aber darin hat sie recht: erst müssen wir Assunta Neri abreisen lassen. Sie reist zum Glück bald.

*

Assunta Neri wird mein Stück in Rom im Nationaltheater spielen: und zwar bereits im Dezember, vor ihrer amerikanischen Tournée.

Sie ist mit ihrer Gestalt fertig.

Daß sie in der Seele dieser Künstlerin unter den Cypressen der Villa Falconieri entstand, freut mich jeden Tag von neuem, wenn es auch etwas totengräberhaft klingt: „unter den Cypressen“.

Mir soll es jedenfalls kein Omen sein!

Morgen verläßt Assunta Neri die Villa Taverna, und übermorgen bereits — Wir wollen zuerst nach Neapel gehen.

*

Sie ist in letzter Stunde nach Cannes abgereist — mit dem Prinzen.

*

Ich lag so krank, so krank.

Nein! Du sollst nicht kommen.

Es soll niemand kommen.

Denn sie muß ja jeden Tag kommen.

Ich erwarte sie stündlich.

Seit Wochen stündlich.

Sie muß ja kommen!

*

Ich begreife nicht — nichts begreife ich!

Wahrscheinlich, weil ich immer noch krank bin.

Sie liebte mich ja doch.

Da sie sich mir gegeben hatte, mußte sie mich ja doch lieben.

Das ist so einfach, so klar und verständlich.

Ich begreife nicht, was ich dabei nicht begreifen kann?

Weshalb sollte sie mich verlassen, wenn sie mich doch liebt?

Ich habe sie ja doch nicht gewaltsam an mich gerissen. Sie hat sich mir frei wie eine Göttin geschenkt.

Nehmen denn die Götter ihre Spenden wieder zurück?

Noch den Tag vorher, ehe sie mit dem Prinzen nach Cannes ging, schrieb sie mir: wie die schlanken weichen Arme ihrer Zärtlichkeit mich umschlingen sollten, wenn sie und ich —

Und einen Tag darauf reiste sie mit jenem Menschen nach Cannes!

Man muß ja doch begreifen, daß so etwas nicht möglich ist, daß ich verrückt bin.

Es gibt ja doch eine Verantwortung!

Der Mensch hat ja doch ein Gewissen!

Wir müssen ja doch Rechenschaft ablegen!

Kann sie mit einem reichen Leben voll Feuer und Liebe gespielt haben, nur um zu spielen?

*

Ich liege noch immer so krank, so krank.

Ich schreibe ihr täglich.

Ich erwarte sie täglich.

Sie kann stündlich kommen.

Sie kommt gewiß! Sie muß kommen!

*

Sie schreibt nicht, sie kommt nicht.

Ich liege und ringe mit dem Wahnsinn.

Verrückt werden ist nichts. Aber seinen Glauben an die Menschheit verlieren und dabei seinen Verstand behalten zu müssen —

Herr, Herr, Herr, nimm mir meinen Verstand! Denn deine Güte währet ewiglich.

Amen.

*

Nachts spreche ich mit dem Bilde der Frühlingsgöttin.

Aber sie bleibt stumm.

Jede Nacht brennt mein einsames Licht.

Aber unter mir bleibt es dunkel.

Wenn ich gegen Morgen in Erschöpfung sinke, so reiße ich mich gewaltsam heraus. Früh am Morgen lasse ich mich hinaustragen vor das Haus, unter die Steineichen.

Es könnte ja doch sein, daß sie schon früh morgens käme . . .

Unter den Steineichen sitze ich und erwarte sie. Ich warte von Stunde zu Stunde. Ich warte, bis es Abend wird, bis die Nacht anbricht. Unverwandt blicke ich auf den einen einzigen Weg, den sie kommen kann.

Heute kam sie nicht.

Sie wird morgen kommen.

Morgen kommt sie gewiß!

Inzwischen schreibe ich ihr.

*

Ich weiß nicht mehr, was ich ihr jede Nacht unter dem Haupte des Sterbenden schreibe. Es ist immer dasselbe:

daß sie mich ja doch liebt, daß sie sich mir ja doch aus freien Stücken gegeben hat, daß es nicht möglich ist!

Ich mache ihr keinen Vorwurf — ganz gewiß nicht!

Vielleicht war ihre Liebe nur Mitleid?

Mitleid.

Das arme kleine Ding! Was muß es gelitten haben?

Denn ich kenne das.

*

Wochen und Wochen sind verstrichen.

Es ist Winter geworden.

Sie tragen mich nicht mehr jeden Morgen vor das Haus unter die Steineichen.

Die letzten acht Tage lag ich still und starr wie in der Agonie ... Ich weiß nicht mehr, was ich in diesen fürchterlichen acht Tagen machte. Ich weiß nur, daß ich heute aufstand und ihr noch einmal schrieb.

Ich schrieb ihr nur ein einziges Wort:

Lebewohl!

Und jetzt warte ich nicht mehr.

*

Ich lebe so still dahin in der Villa Falconieri, die mein Capua war.

Es ist mir gleich, wo ich lebe.

Ueberall muß ich Atem holen.

Es ist gewiß sehr unmännlich, sehr jammervoll, an einer Leidenschaft zu Grunde zu gehen.

*

Assunta Neri war bei mir. Ich merkte wohl, daß sie sehr erschrak, als sie mich sah. Sie sprach von meinem Stück. Ich mußte mich erst besinnen, was sie eigentlich meinte.

Ach ja, mein Drama, meinen Frühlingsgesang!

Inzwischen ist es eben Winter geworden.

*

Assunta Neri will mein Stück durchaus spielen.

So, so, so, so. Was geht das mich an? Sie meint, es könnte mich retten.

Warum ich wohl durchaus gerettet werden soll?

Noch immer!

Ich glaube, die Aufführung soll schon nächste Woche stattfinden. Assunta Neri will, daß ich dabei sein soll.

Ich thue alles, was Assunta Neri will.

Diese Frau kennt sie, die mich einstmals während einer kurzen Sommernacht aus Mitleid geliebt hat.

Aus Mitleid!

Hörst Du, Maria?

*

Morgen fahre ich nach Rom.

Uebermorgen soll im Nationaltheater die erste Aufführung meines „Frühlings“ stattfinden.

Ich bin so müde, so alt.

*

Mißerfolg.

Assunta Neri
an
Herrn Richard Voß

Berchtesgaden, Villa Bergfrieden,
Deutschland.

Rom, Hotel Quirinal, 10. Dezember 1893.

Geehrter Herr!

Ihr Freund befindet sich bereits wieder in der Villa Falconieri. Maria ist bei ihm. Soeben depeschierte sie mir: er sei ganz ruhig.

Meinen verschiedenen Telegrammen an Sie lasse ich diesen Brief folgen. Er wird für Sie manches Erklärende enthalten.

Letzten Frühling lernte ich in Rom die Prinzessin von Sora kennen.

„Kennenlernen" ist nicht das richtige Wort; denn die Prinzessin gehört zu den Frauen, die man niemals kennen lernt. Wenigstens gelingt das nicht einem Manne. Selbst wir Frauen können uns einander nur ahnen. Ich ahnte in der Prinzessin eine von den wenigen Naturen, die für ein großes Schicksal geschaffen scheinen. Ein „großes Schicksal" haben, nenne ich für die Frau: eine große Leidenschaft einflößen und selbst fühlen.

Wir Frauen wissen von keinem andern „großen Schicksal".

Es ist uns ganz gleich, ob wir daran zu Grunde gehen. Es ist für uns viel besser, wir gehen daran zu Grunde!

In Rom glaubte man allgemein, ich interessierte mich für die Prinzessin nur darum, weil ich sie studieren wollte. Nun studiere ich jedoch niemals andere Frauen. Mein Geschlecht ist in mir enthalten wie im Marmor die Statue.

Es kommt nur darauf an, die Gestalt aus meinem eigenen Selbst hervorzuholen.

Ich hätte mich also niemals um die Prinzessin gekümmert, wenn sie nicht Eigenschaften besessen, die ich aus einem bestimmten Grunde anziehend gefunden — für mich anziehend ... Herr! Wo finden Sie unter uns modernen Frauen noch Naturen, die eben durch ihre Natur nichts anderes sein wollen — und sein können — als Frau? Die einen wollen Künstlerinnen sein, Schriftstellerinnen, Mathematikerinnen, Aerztinnen, Kameradinnen und Kolleginnen des Mannes; die anderen Weltdamen und Modedamen; oder Hausfrauen und Haushälterinnen; oder Kindererzieherinnen; oder Hetären jeden Standes und Ranges.

Aber das Weib als Weib an sich —

Gewiß sind wir entartet!

Viele von uns sind verderbt schon vom Mutterleib an. Ganze Generationen von Frauen sind entnervt, erschöpft und dem Untergange geweiht. Zu Tausenden gehen wir zu Grunde! Entweder in Brutalität oder in Stumpfheit; in Raffinements und Ueberkultur; oder in falscher Entsagung dessen, was unsere Natur ist, also in Unnatur.

Seien Sie ruhig! Der Mann trägt nicht immer die Schuld daran. Sehr häufig nur wir selbst. Und so können wir denn auch nur selber uns retten!

Wodurch?

Durch unser Weibsein!

Ich besuchte die Prinzessin in der Villa Taverna und fand sie reizend. Eine Frauenseele vom echtesten Stoff, daraus der Schöpfer uns schaffen kann: Gutes und Böses chaotisch durcheinander gemischt. Aber das Beste in ihr verkümmernd, verkommend.

Es war schade um sie.

Bisweilen wollte es mir scheinen, daß sie vielleicht doch fähig sei, noch einmal ein großes Schicksal zu haben. Aber ihr Chamäleonswesen verführte mich immer wieder zu Zweifeln.

Sie war eine Nora-Natur der großen Welt.

Auch diese Nora würde eines Tages die Thür hinter sich zuschlagen und ausgehen, um das große geheimnisvolle „Wunderbare“ zu suchen: nicht im Manne, sondern in sich selbst. Aber auch sie würde das Wunderbare nicht finden. Dann würde sie den weiten Weg mit müden Füßen zurückschreiten, würde, zu Tod erschöpft, vor der geschlossenen Thür stehen bleiben und um Einlaß bitten. Sie würde wieder hingehen, von wannen sie gekommen war, um zu werden, was vor ihr Millionen Frauen geworden sind, nach ihr Millionen sein werden: das gewöhnliche Hordenweib der Gesellschaft.

Ich war dabei, als sie Ihrem Freunde zum erstenmal begegnete. Ich sah die Tragödie entstehen, konnte jedoch nicht mitspielen — nur zuschauen. Längst hatte ich mir von Cola Campana mein eigenes Bild gemacht. Es zeigte schwankende Umrisse und ein nervöses kränkelndes blasses Kolorit. Ich fand die Gestalt nicht grade anziehend: eine hypersensitive Künstlernatur, die sich aus unbefriedigtem Ehrgeiz, aus tödlich verletzter Eitelkeit in Einsamkeit und sich selber zurückzieht, um sich jedem rauhen Luftzuge einer unerbittlich realen Wirklichkeit in einer Treibhausatmosphäre zu entziehen.

Mein Bild war nicht falsch gewesen; doch fand ich das Original liebenswürdiger. Vor allem besaß es nicht einen Zug von Größenwahn; auch nicht — und das wollte mehr sagen! — einen Zug von Verbitterung. Ich fand einen leisen, ganz innerlichen Menschen, einen in leuchtenden Illusionen schwebenden sehnsüchtigen Geist, eine verträumte glühende Dichterseele, die überhaupt noch nicht gelebt hatte.

Aber er war krank, krank!

Krank an seiner Zeit, krank an seinem eigenen Selbst,

krank an einem geheimnisvollen dunklen toten Lebensnerv in seiner ganzen geistigen Entwickelung.

Und neben diesem sonderbaren Schwärmer eine wundervolle Frauengestalt:

Maria!

Sie war beständig an seiner Seite: still liebend, still leidend, still sich opfernd. Aber er gewahrte sie gar nicht. Er war blind für den Himmelsglanz dieser Frauenseele.

Und ich dachte: ‚Wenn du sehen müßtest, wenn deine Augen mit Gewalt geöffnet würden — du würdest in der grellen Helle der Erkenntnis bis an den Rand eines Abgrundes taumeln — jedoch nur bis an den Rand! — und würdest gerettet sein . . .‘ Und Ihr Freund verdiente gerettet zu werden.

Auch das war mir klar: Ihr Freund würde Maria nur dann in ihrer vollen Schönheit erblicken können, wenn er zuvor neben ihr ein anderes Weib gesehen und erkannt hatte:

Viviane — die irdische Liebe!

So begann ich denn zu hoffen: nicht mehr für die Prinzessin; wohl aber für Ihren Freund und für Maria.

Ich reiste ab.

Und ich kam wieder.

Es war gekommen, wie es hatte kommen müssen; nur daß Ihr Freund immer noch blind war. Mit seinen geschlossenen Augen schaute er noch immer die Vision der einen und einzigen Frau.

Nora-Viviane hatte die Thür hinter sich zugeschlagen. Um das „Wunderbare“ zu suchen, war sie den Weg gewandert — war bereits wieder umgekehrt, stand bereits wieder vor der Pforte, die zu ihrem alten Leben zurückführte. Schritt sie hindurch, so würde sie alle Hoffnung hinter sich lassen.

Und sie klopfte bereits an.

Nein — diese Seele war nicht mehr zu retten gewesen!

Es war auch weiter nicht schade um sie.

Sie ist eben nur eine von den Tausenden und Aber-

tausenden, die in Häßlichkeit leben müssen, weil sie nicht in Schönheit zu sterben vermögen.

Aber nun Ihr Freund!

Er merkte nichts, er war glücklich. Er merkte gar nichts.

Mir wurde angst.

Rings um ihn war tiefer eisiger Winter; doch er glaubte, es sei Lenz geworden, und dichtete seinen „Frühling". Er gab mir das Stück. Ich las es und fühlte mich ergriffen.

Es war darin ein Keimen und Knospen, ein Blühen und Werden ohne Ende. Es war wirklicher Frühling: dufterfüllt, sonnendurchleuchtet, frisch und jung wie die Welt am ersten Schöpfungstage.

Ich hielt Ihren Freund für gerettet und zwar durch sich selbst!

Die Prinzessin verließ ihn, und — er wurde auch durch diese Erkenntnis nicht sehend gemacht ... Meine Angst überkam mich von neuem. Doch hatte er ja sein Werk!

Wir glaubten alle daran, vom Direktor angefangen bis zum Coulissenschieber. Nur der Dichter glaubte an nichts als an die Frau, die ihn schmählich verlassen hatte.

Ich schrieb an Maria und sie kam sofort. Bei der Première war sie im Hause und befand sich ganz in seiner Nähe. Er dachte jedoch an nichts, als daß die andere nicht bei ihm war.

Und jetzt sprach er in seinem Werk zum römischen Publikum ...

Aber niemand hörte auf ihn, niemand wollte auf ihn hören.

„Und siehe, es war die Stimme eines Predigers in der Wüste!"

Ich kämpfte für ihn bis zur Erschöpfung aller meiner Kräfte und — ich kämpfte vergebens. Nicht eine Hand rührte sich. Unter Todesschweigen wurde der Frühling und mit ihm der Dichter des Frühlings begraben.

Er war ganz ruhig. In der Loge des Direktors sah ich sein bleiches, ganz ruhiges Gesicht. Ich, die ich sonst

nicht weiß, daß es eine Bühne und ein Publikum gibt, konnte meinen Blick von seinem ruhigen bleichen Gesichte kaum abziehen.

Ich hätte vortreten und in das Publikum hineinrufen mögen:

„Um Gottes willen, seht doch! Seht doch nur sein Gesicht!"

Der Direktor führte ihn in meine Garderobe. Ganz ruhig sprach er mit mir über den „Mißerfolg!" Ich wagte nicht, Maria zu ihm zu lassen. Ich zitterte davor, er möchte sie auch jetzt nicht an seiner Seite sehen; und dann — dann sah er von der Welt überhaupt nichts mehr.

Ich nahm ihn mit mir ins Hotel und wachte und blieb bei ihm, bis der Morgen graute. Er wollte zurück in die Villa Falconieri. Und das war ja auch das Beste für ihn.

Maria war schon in der Nacht hinausgefahren. Nach Hause kommend, würde er sie zu Hause finden, als wäre sie niemals fort gewesen.

Wie ich Ihnen bereits mitteilte, depeschierte sie mir heute früh: „Cola ganz ruhig."

Also sah er sie auch jetzt noch nicht ...

Sehen Sie, mein Herr Autor, so spielen sich im Leben die Tragödien ab! Und dann wundert sich ein verehrliches Publikum, wenn die Mitwirkenden allmählich müde werden.

Es grüßt Sie und Ihre Frau

Ihre todmüde Assunta Neri.

P. S. Ich würde gern Ihre „Alexandra" spielen. Aber das Stück ist veraltet.

Die Prinzessin von Sora
an die
Herzogin Vere de Vere

Daly-Castle, Duside-Highlands,
England.

Cannes, Villa Edelweiß, im Dezember 1893.

Eine Ewigkeit, geliebte Madame Charme, daß ich Dir nicht beichtete, daß Du mich nicht schaltest, straftest, verurteiltest — absolviertest.

Oder darf ich Dir nie mehr bekennen, willst Du mir nie mehr verzeihen?

Sagst Du Dich los von mir, weil meiner Sünden zu viele geworden, weil meine massima colpa eine von den sieben Todsünden ist?

O, Madame Charme —

Muß ich zu einem Priester der alleinseligmachenden Kirche gehen? Muß ich diesem beichten, von diesem mir vergeben lassen? Denn der gute Mann wird mir vergeben! Ich versichere Dich: wenn ich ihm mit meiner leisesten süßesten Stimme so recht zerknirscht alle meine Sünden bekenne, macht er's gnädiglich mit mir ab. Ein paar Dutzend Rosenkränze abbeten, genügt als Pönitenz für eine Sünderin meines Schlages.

Du bist der viel strengere Richter!

Wenn ich also meine Sünden zu Dir trage, so unterwerfe ich mich einer viel schärferen Buße. Allein dieser gute Wille sollte mir vom Himmel und von Dir angerechnet werden.

Ich verspüre jedoch zum Sakrament der Beichte nicht die mindeste Lust; denn seit einigen Monaten habe ich mich mit Leib und Seele einem andern Sakramente hingegeben, das um nichts weniger heilig ist. Es heißt:

Lebensfreude!

Oder in die hübsche Sprache des high life übertragen: Amüsements, Zerstreuungen, Sensationen.

Uebrigens habe ich in der Kultur meiner Mondainität einen Riesenschritt — rückwärts gethan. Ich bin weniger blasiert und apathisch. Ich langweile mich weniger. Ich finde die Welt angenehmer, die Menschen erträglicher, das Leben vergnüglicher.

Enfin —

Auch mußt Du wissen, daß ich bis zur Brutalität gesund bin. Die Herren Aerzte täuschen sich wieder einmal gründlichst; denn es ergibt sich bei mir keine Spur von Auszehrung oder Schwindsucht. Wir haben uns also ein wenig lächerlich gemacht.

Ich habe entsetzlich viel zu thun! Bitte, lächle nicht so boshaft kühl und hoheitsvoll.

Du mußt nämlich wissen, daß ich die „Seele" der Gesellschaft von Cannes bin. Und da diese Gesellschaft sehr international ist, so muß ich eine sehr kosmopolitische Seele sein. Das strengt an. Ich kann mich daher auf meine eigene Seele gar nicht mehr besinnen.

Vielleicht auch, daß ich gar keine eigene Seele besitze ...

Du kennst Cannes, was mir erspart, es Dir zu schildern. Sei froh! Meine Naturschilderungen würden gewiß kläglich ausfallen. Ich kann nicht mehr schildern. Wenigstens nicht die Natur. Die Natur ist mir ein Buch mit sieben Siegeln geworden. Ich begreife nicht mehr, wie sie jemals ein offenes Buch für mich sein konnte.

Das muß lange her sein!

Ueberhaupt —

Ueberhaupt bin ich jetzt recht abgeblaßt. Ich höre auf, ein Individuum zu sein und werde allmählich ein Typus — was sehr bequem ist, versichere ich Dich! Die Erfindung einer neuen Toilette, die Sensation macht; eines neuen Parfüms, das Sensation macht; einer neuen Modeblume, die Sensation macht ... Dazwischen die Lektüre eines französischen Romans, der Sensation gemacht hat; die Entdeckung einer exotischen Schönheit, eines jungen Künstlers oder Musikers, der Sensation machen dürfte — das ist jetzt so mein Leben.

Das ist jetzt mein Leben heute, morgen, übermorgen.

Es gefällt mir recht gut.

Das wird mein Leben sein bis zu meinem letzten Tage.

Auch das macht mir nichts!

Wie recht Du doch hattest! Weißt Du noch, als Du mich damals eine unverbesserliche Mondaine nanntest?

Du warst eine große Prophetin!

Die größte Sensation von Cannes in dieser Saison ist die Wiederbelebung des uralten Golfspieles; und — der Schöpfer dieser neuen Welt bin ich!

Ich sage es mit Stolz.

Wir denken Golf, wir träumen Golf, wir sind Golf. Wir sind Golf mit Leib und mit Seele. Wir haben Golftoiletten, machen Golfwetten, geben Golfdejeuners, Golffeste. Wir verlieben uns beim Golf, machen uns dabei Deklarationen, knüpfen dabei Verhältnisse an. Glückliche Verlobungen werden durch das himmlische Golfspiel gelöst, die besten Ehen zerstört, alle menschlichen Leidenschaften entfesselt. Es gibt durch das liebe hübsche Golfspiel häusliche Scenen, Thränen, Jammer, Verzweiflung, Duelle, Mord und Totschlag. Jeden Tag pilgern wir hinaus auf die Golfwiese.

Wir haben alle wirklich ganz entsetzlich viel zu thun!

Sollten einige von uns sterben, so werden sie erst im Grabe vom Golf ausruhen können.

Du begreifst, daß ich jetzt unmöglich für irgend etwas anderes Interesse haben kann.

*

Der Prinz ist noch immer rasend in mich verliebt. Ich versichere Dich: rasend! Da er jedoch damit um kein Haar breit weiter kommt, wird er wohl nächstens ganz toll werden. Früher war er mir widerwärtig, jetzt ist er mir nur noch lächerlich. Bisweilen amüsiere ich mich gradezu köstlich über ihn.

Ich lade die entzückendsten Frauen ins Haus, nur damit er von allen wenigstens eine charmanter finden soll als seine eigene Frau. Es hilft aber nichts. Ich gebe ihm zu verstehen, daß er die am elegantesten möblierte Villa von ganz Cannes zum ungehinderten Privatgebrauch mieten dürfe. Und auch das hilft nichts! Ich finde diesen Anfall von Tugendduselei einfach geschmacklos.

Wir bewohnen hier eine Villa, die nach einer seltenen Alpenblume „Edelweiß“ heißt.

Das Edelweiß wächst nur auf freien lichten Höhen, und ist oft nur mit Lebensgefahr zu pflücken. Um dieser bleichen Blume willen sollen sich mehr Männer den Hals brechen als wegen einer schönen Frau.

„Auf freien lichten Höhen —“

Mir ist's, als wäre einstmals auch ich über freie lichte Höhen hingeschritten und hätte dabei weitoffenen Auges in die Sonne geschaut. Auch ich wollte dort einstmals eine seltene Blume pflücken, die am Rande eines Abgrundes wächst. Ich sah sie leuchtend stehen! Tief, tief beugte ich mich hinab, streckte beide Arme danach aus, und — wäre fast hinunter gestürzt. Es hätte nur eines Rucks, eines Hauchs bedurft, und ich läge jetzt zerschmettert im Abgrunde.

Aber ich war klug!

Ich rettete mich.

„Auf freien lichten Höhen —“

Ich gehöre nicht hinauf! Ich bin eine unverbesserliche Mondaine; und eine solche gehört in ihre Salons, wo sie sicher ist, keinen Sturz in einen Abgrund thun zu können.

„Auf freien lichten Höhen —"

Ich vergaß fast, daß auch ich einst dort oben stand. Aber bisweilen träume ich davon. Dann ziehe ich mir im Traume Schuhe und Strümpfe aus und fange an, mit bloßen Füßen zu wandern und zu wandern, zu klettern und zu klettern. Mit bloßen Füßen wandere ich durch Disteln und Dornen, klettere ich senkrechte fürchterliche Felswände empor, um mit blutig zerrissenen Füßen, aber jauchzender Seele hinauf zu gelangen:

„Auf freien lichten Höhen!"

*

Hier befindet sich ein junges Paar, welches Sensation macht wie meine Toiletten, meine Parfüms, meine Blumenarrangements, meine kleinen Diners, Golfpartieen und fêtes champêtres. Es ist der Prinz D.... und seine Gemahlin, die Gräfin L.....

Er!

Stelle Dir vor: ein Gesicht von dem Oval eines byzantinischen Heiligen mit dem bronzefarbenen Teint, den wilden Nüstern, den glühenden Augen eines Tatarenfürsten. An diesem Mann ist alles königlich. Und zugleich alles durch das Königsblut gebändigte Leidenschaft. Er hat etwas — wie nenne ich's gleich? — etwas Exotisches!

Sie!

Sie gehört zu den Frauen, derentwillen Männer, um die es weiter nicht schade ist, den Verstand verlieren und zu Selbstmördern werden. Sie ist groß, schlank, blond, weiß, weich, lächelnd, klug, marmorkalt. Niemals sah ich schönere Haare, schönere Zähne, schönere Arme und Hände. Niemals einen reizenderen Hals. Dazu ein wahres Genie, sich anzuziehen.

Und diese beiden jungen wundervollen Menschen empfinden füreinander eine große Leidenschaft.

Schon wieder dieses Wort!

Da sie ihm nicht ebenbürtig ist, so hat er sie gegen den Willen seines Souveräns geheiratet, so ward er ihretwillen

aus seinem Vaterlande verbannt. Statt des Lebens am Kaiserhofe, das Exil in einer kleinen französischen Stadt!

Glaubst Du, daß die famose „große Leidenschaft" diese Prüfung bestehen wird?

Ich bin neugierig ...

Dann ist hier noch ein zweites interessantes Pärlein, welches eine „große Leidenschaft" zusammengeschmiedet hat.

Errätst Du, wen?

Es sind keine anderen als mein junger Held vom verflossenen Sommer und seine junge reizende Herzogin.

In Rom gab's einen entsetzlichen Skandal. Die Herzogin konnte die gerichtliche Trennung von ihrem Manne nicht durchsetzen und lief mit meinem jungen Helden fort. Man kann die Herzogin unmöglich mehr bei sich empfangen!

Der Marchese kommt natürlich zu uns. Er kommt sehr oft ...

Glaubst Du, daß auch diese herrliche große Leidenschaft die Prüfung bestehen wird?

Mein Gott, wie neugierig ich bin!

*

Wenn ich jetzt die Menschen von einer großen Leidenschaft reden — vielmehr Konversation machen höre, so sehe ich mir die Leute immer darauf hin an: ob sie nicht einander wie die alten Auguren ins Gesicht lachen.

Ich lache, meine verehrten Herrschaften!

Der junge exotische Prinz flößt mir ganze exotische Phantasieen ein ... Meine Imagination zeigt ihn mir, wie er einer treulosen Geliebten seine schlanken blassen Königshände als Schlinge um den weißen weichen Hals legt und sie erwürgt. Er spricht kein Wort dabei. Er erdrosselt das falsche Weib, als wäre es eine selbstverständliche Sache.

Siehst Du, solcher Mann — erwürgen sollte der Mann eine treulose Frau, nicht um sie weinen.

Dieser junge exotische Prinz könnte mir gefährlich werden — nur in der Phantasie natürlich.

*

Neulich wurde ich gefragt, wofür ich mich begeistern könnte?

Für nichts!

Für nichts auf der Welt kann ich mich mehr begeistern; nichts auf der Welt kann ich mehr bewundern; oder verehren; oder lieben.

Ich kann nur mich selbst lieben!

Findest Du das sehr traurig?

Ich gar nicht.

Und nicht einmal, daß ich Ekel empfinde: weder vor der ganzen Welt noch vor mir selbst. Wenn ich vor mir selbst Ekel empfinden könnte: nur einen einzigen Augenblick; dann —

*

Also gut! Heute magst Du die Katastrophe erfahren. Ich kann sie Dir heute erzählen, wie etwas vollkommen Gleichgültiges und Fremdes, wie etwas, was mich selbst gar nichts angeht. Und wenn Du Dich darüber entsetzen solltest, so denke daran, daß ich mich nun einmal nicht anders machen kann, als ich bin; und daß ich wenigstens noch immer den Mut besitze, mein eigenes Ich zu sein.

Es kam so:

Plötzlich, ganz plötzlich überfiel mich eine Erschöpfung, eine Ermüdung, ein Widerwillen — es waren Qualen über jede Vorstellung hinaus. Ich wehrte und wehrte mich, kämpfte und kämpfte. Ich wollte empfinden, wollte ihn lieben, wollte meine große Leidenschaft nicht hingeben, mein neues Leben nicht lassen. Es war Todesangst und Todespein.

Anfangs dauerte er mich so maßlos, daß ich seine Füße mit meinem Herzblut hätte baden können. Zuletzt empfand ich nur noch mit mir selbst Mitleid. Zuletzt haßte ich ihn, als wäre er mein Todfeind.

Und er merkte noch immer nichts!

Es ist nicht zu glauben, mit welcher Virtuosität wir Frauen heucheln und lügen können. Auf der Bühne des Lebens ist jede Frau eine Assunta Neri.

Er wollte mit mir fliehen, der Phantast! Und stelle Dir vor: trotz allem war ich zu dieser Dummheit bereit. Weswegen? Aus keinem anderen Grunde als aus bloßer Freude am Skandal, aus wütender Gier nach Sensation, aus teuflischer Bosheit gegen den Prinzen, aus kindischer Angst wegen einer Erklärung, aus Haß gegen alle Scenen, aus Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit, Frivolität — nenne es, wie Du willst.

Ich hatte meine Kammerfrau eingeweiht. Die Person war entzückt über die Romantik der Sache und packte meine Juwelen.

Der verabredete Tag kam. Es kam die Stunde. Ich hatte bereits mein Mantelet umgeworfen —

Ich glaube, ich schrieb Dir einmal, daß ich fähig sei, bei dem Begräbnis meines allergeliebtesten Menschen laut aufzulachen, wenn plötzlich irgend eine lebhafte, sehr lächerliche Vorstellung in mir erweckt würde. Etwas Aehnliches geschah jetzt. Ich sah mich plötzlich selbst, wie ich als verliebte ingénue in die Arme eines romantischen Ritters flüchte — eines alternden Ritters! Plötzlich sah ich, daß er, im Grunde genommen, doch schon ein alter Mann war! Ich sah jede Falte um seine Augen, seinen Mund. Ich hörte ihn mit pathetischer Stimme aus seinem „Frühling“ deklamieren und sah uns beide nach Neapel fliehen; hörte, wie im Grand Hotel die Kellner ihn mir gegenüber „monsieur votre mari“ nannten.

Es war zu ridicul, zu geschmacklos!

Und Du weißt, Geschmacklosigkeit ist für mich nun einmal der Tod jeder Empfindung.

Anstatt also mit dem Grafen nach Neapel zu reisen, fuhr ich mit meiner sehr enttäuschten Pariserin nach Rom ins Palais Sora. Von hier depeschierte ich nach der Villa Falconieri eine Phrase und schickte meine Pariserin in meiner Equipage nach einem gewissen Villino vor der Porta Pia.

Der Prinz kam sofort.

Ich sagte ihm auf französisch:

„Hören Sie, mein Lieber! Ich stand soeben im Begriffe, eine grenzenlose Geschmacklosigkeit zu begehen. Haben Sie die Gefälligkeit, mich in dem nächsten Schnellzuge an die Riviera zu begleiten, ganz gleich, wohin."

Und — da sind wir!

Die hübsche Geschichte von der großen Leidenschaft war ein Experiment.

Experimente mißglücken bisweilen.

*

Ich bin jetzt genau orientiert!

Was man „Liebe" nennt, ist nichts anderes als eine Erkrankung gewisser Organe. Man nimmt an, daß jeder Mensch früher oder später von dieser Krankheit befallen wird. Viele erkranken an diesem notwendigen Uebel sogar verschiedenemal — wie man ja auch den Typhus mehreremal haben kann. Bei einigen tritt die Krankheit sehr leicht auf, andere sterben daran. Wiederum andere erkranken sehr schwer, bleiben aber am Leben. Sind sie dann nach glücklich überstandener Rekonvalescenz wieder gesund, so begreifen sie gar nicht, daß sie krank gewesen sein sollen.

Ich begreife es gar nicht!

In meiner Krankheit — ich gehöre zu den Frauen, die infolge ihrer ganzen Organisation nur einmal von dem Uebel befallen werden können — hatte ich die seltsame Phantasie: meine Seele müßte geliebt werden.

Das war ein bedenkliches Krankheitssymptom.

Wäre es möglich — was eben nicht möglich ist! — und ich könnte jemals wieder rückfällig werden, würde ich um keinen Preis wünschen, daß meine Seele geliebt würde; sondern nur —

Das wird aus einem, wenn ein Experiment mißglückt.

*

Seine Briefe!

Ich weiß nicht, ob jemals solche Briefe geschrieben, solche Briefe jemals so gelesen wurden?!

Ich studiere mich selbst, was ich dabei denke und fühle.

Ich denke sehr wenig dabei und fühle — nichts.

Es ist mir selbst unheimlich; aber es ist so.

Höchstens, daß ich die Betrachtung anstelle: ‚Das also ist nun wirkliche große Leidenschaft? Allerdings ist es die Leidenschaft eines Poeten, folglich die Krankheit eines unnormalen Gehirns!‘

Es ist von der Regel jene eine Ausnahme, die gestattet wird.

Auch das ist sehr eigentümlich: er muß mich doch unaussprechlich verächtlich finden; und — trotzdem liebt er mich unaussprechlich . . .

Der Mann kann also lieben und verachten zugleich!

Welcher Mann kann das?

Der echte Mann gewiß nicht!

Mein junger exotischer Prinz — um nur ein Beispiel zu nennen — würde die Frau, die er verachtet, sicher auch verschmähen.

Das gefällt mir!

*

Es ist kein Zweifel mehr: er geht an seiner Leidenschaft zu Grunde.

So unmännlich!

Seinen Briefen nach, könnte ich den Tag genau berechnen, an dem er zu Grunde gehen wird.

Uebrigens lese ich die Briefe gar nicht mehr. Es könnte doch möglich sein, daß ich durch irgend eine Nachricht — durch eine ganz bestimmte Nachricht — erregt würde. Und ich will mich nicht erregen lassen. Meine gespenstische Gefühlslosigkeit fängt an, mir lieb und immer lieber zu werden.

Um Gottes willen, nur keine Empfindung!

Ich hatte meinen Roman wie jede Frau von Welt; mein Roman ist zu Ende und — es ist gut, daß er zu Ende ist.

*

Seinen heutigen Brief erbrach ich zufällig.

Er enthielt nur ein einziges Wort:

„Lebewohl!“

Gott sei Dank!

*

Ich bin eine grande mondaine; aber ich habe mir vorgenommen, noch mehr zu werden. Ich will la plus grande mondaine werden. Ich will eine Kunst daraus machen und in dieser Kunst eine Meisterschaft erreichen.

Es ist schließlich auch ein Ziel, das der Mühe wert ist.

Wie man mich beneiden wird!

*

„Lebewohl ...“

Das ist Abschied.

Ob er sich töten wird?

Vielleicht liegt das Pistol bereits neben ihm ... Aber er zaudert, er wartet.

Er wartet auf ein Wort von mir.

Ein einziges Wort von mir würde ihn retten.

Und das Pistol liegt schon neben ihm —

„Viviane, Viviane! Es kostet dich nur ein einziges Wort!“

Nein!

Und er greift nach dem Pistol.

Soll ich —

Nein! Nein!

Er setzt das Pistol gegen seine Schläfe ... Nicht doch! Er wartet noch immer! Er wartet mit Todesangst. Mit Todesangst, nicht wegen des Sterbens; sondern wegen etwas viel Gräßlicherem: daß er so sterben soll! Um alles betrogen ...

Soll ich schreiben — depeschieren?

Es kostet mich nur ein einziges Wort:

„Lebe!“

Nein! Nein! Nein!

Er drückt los ...

Tot! Er ist tot!

Ich konnte ihm nicht helfen.

Habe ich ihn getötet?

Ich konnte auch mir nicht helfen.

Es muß gräßlich gewesen sein, dieses letzte, allerletzte Warten.

*

Ich lese jetzt täglich die auswärtigen Depeschen.

Jeden Tag erwarte ich, es in der Zeitung zu lesen: „Aus Frascati depeschiert man uns, daß" — und so weiter.

Ich lese nichts ... Seltsam! Ich hatte mich in die Vorstellung bereits so eingelebt, daß ich — beinahe enttäuscht bin.

Graut Dir's vor mir?

Könnte ich wenigstens das eine noch fühlen: Grauen vor mir selbst!

Aber alles in mir bleibt still und tot, still und tot.

Dina!

*

Die Königin hat mich zu ihrer dame d'honneur ernennen lassen. Die Sache erregt Aufsehen. Denn die Auszeichnung ist bei meiner Jugend etwas sehr Ungewöhnliches. Zum Glück brauche ich meinen Dienst erst im Mai anzutreten, wo hoffentlich auch mein junger exotischer Prinz nach Rom kommt.

Nach dieser Ernennung zu urteilen, scheint mein Ruf im Quirinal makellos zu sein.

Um so schlimmer für mich!

*

Sein „Frühling" hat im Nationaltheater trotz der Neri Fiasko gemacht.

Er soll sehr krank sein: gemütskrank — unheilbar.

Aus Cola Campanas letzten Aufzeichnungen.

Es war seltsam!

Ich war schon einmal von Rom aus durch die Campagna geritten: sehr früh am Morgen, der aufgehenden Sonne entgegen; und hatte die Welt hinter mir gelassen.

Und jetzt alles wiederum so.

Ich erinnere mich, daß damals Frühling gewesen ... Frühling! Ich kam geradenwegs aus dem Frühling.

Aus m e i n e m Frühling!

Kaum erblüht, war er bereits verdorrt.

Das Publikum betrachtete sich die welken Blüten durch das Opernglas und — ging nach Hause.

Und ich ging nach Hause ...

Ringsum ödes braunes Land. Ringsum Ruinen, Gräber, Gestorbenes!

Um mich und in mir.

Das ist nun einmal so.

Als über dem Berge Cavo die Sonne aufging, konnte ich weitoffenen Auges hineinschauen.

Habt ihr das gewußt: wem sie das Herz zermalmten, dessen Auge kann in die Sonne schauen.

Jetzt bin ich gegen alles gefeit.

*

Am Wege stand ein großer marmorner Römersarg. Ein blühender Holunderbaum streckte seine Aeste darüber. Bei dem Sarge saß eine fremde bleiche Frau im Witwenkleid.

Sie wartete auf jemand.

Die fremde Frau führte mich in das leuchtende Haus und alles war so, wie es immer gewesen.

Ich fragte die fremde Frau, warum sie ein schwarzes Kleid trüge?

Es sähe nach Begräbnis aus!

Da ging sie aus dem Zimmer, kam bald wieder, hatte ein helles Kleid an und lächelte.

Mittags schüttete sie frische Blumen über den Tisch.

Jetzt leben wir so dahin ... Nur, daß die fremde Frau jetzt immer lächelt.

*

Ich bin in meinem Frühlingszimmer, sitze an meinem Tisch unter dem Sterbenden und will schreiben — arbeiten — dichten.

Ich muß arbeiten und dichten!

Sonst kann ich nicht mehr leben! Und wenn ich nicht mehr leben kann, muß ich sterben. Und wenn ich sterben muß, sehe ich das Weib mit den weißen Lilien nicht mehr wieder. Und wenn ich sie nicht wiedersehe, finde ich auch im Grabe keine Ruhe.

Aber ich habe in meinem Kopf ein Heer von Ameisen. Sie durchbohren mein Gehirn, zernagen es, fressen es.

Aber dichten muß ich!

Manchen Tag kann ich einige Worte schreiben. Zu einem einzigen Worte brauche ich oft eine ganze Stunde, bis ich es aus meinem dunkeln Gehirn auf das weiße Papier bringe.

Dabei höre ich zu, wie die Ameisen in meinem Gehirn bohren, nagen, fressen.

Es knirscht leise.

*

Immerfort kommt die fremde Frau zu mir und legt mir ihre Hände auf die Stirn. Dann hören die Ameisen sogleich auf zu nagen.

Dann wird es still.

Ich verrate es jedoch nicht. Lieber lasse ich mein Gehirn fressen und bleibe allein.

*

Einmal ging ich spazieren.

Ich kam zu den Cypressen und setzte mich an den Teich. Vor mir lag ein bedrucktes Papier. Ich sah immerfort, immerfort darauf hin: die schwarzen Buchstaben wimmelten und krochen durcheinander wie die Ameisen.

Und dann las ich . . .

Das Papier war eine römische Zeitung und in der Zeitung stand eine Kritik über ein Stück des Grafen Cola Campana. Es war ein schlechtes Stück, das verdient hätte, ausgehöhnt zu werden. Aber der Autor war einst ein berühmter Mann gewesen — war jetzt ein alter Mann geworden. Darum war man so rücksichtsvoll, das schlechte Stück schweigend zu den Toten zu werfen. Uebrigens ging jetzt der alte Mann, der einst ein berühmter Mann war, in der Villa Falconieri langsam, aber sicher einer geistigen Nacht entgegen.

Einer geistigen Nacht entgegen gehen — das also bedeuten in meinem Kopfe die Ameisen?

Jetzt weiß ich's!

Euch allen, die ihr im Lichte der Sonne wandelt, sage ich: es thut weh, wenn man langsam, aber sicher einer geistigen Nacht entgegen geht. Darum:

Hütet euch!

*

Ich werde mich jetzt scharf beobachten, werde es genau verzeichnen: wie der Tag weiter und weiter hinter mir zurückbleibt, wie die lange Nacht beginnt, wie es dunkler und dunkler wird —

Ganz dunkel!

*

Ob das bereits die Abenddämmerung ist?

Wenn ich Lust habe, auf Händen und Füßen zu kriechen und zu brüllen wie ein Tier!

Mein Kopf ist ein zertrümmertes Gefäß, durch welches der Wind weht.

Es stürmt und braust in meinem zertrümmerten Hirn und ist bitter kalt.

*

Ich schreibe Briefe — immerfort, immerfort Briefe!

Und habe ich hunderttausendmal hunderttausend Briefe geschrieben, stelle ich mich damit ans offene Fenster und lasse die hunderttausendmal hunderttausend Briefe expedieren.

Wie lustig sie flattern!

Und sie sind doch so traurig!

In einigen Briefen steht:

„Warum hast Du mir das angethan?“

Und in anderen:

„Ich warte!“

Und wiederum in anderen:

„Aus Mitleid!“

Die Ameisen, die Ameisen! Der eisig kalte Wind, der durch mein leeres Haupt bläst!

Mich friert.

*

Unter meinen Fenstern liegt der kühle dunkle Hof. Er ist von meinen Briefen ganz weiß, als hätte es Blüten geschneit. Marias Rosenstrauch knospet und blüht. Die lichten Ranken wachsen und wachsen. Wie schlanke weiche zärtliche Frauenarme umschlingen sie die Mauern. Sie umschlingen die Hallen, das ganze Haus.

Wie es leuchtet!

Und eine leise süße Kinderstimme erzählt liebliche Märchen.

Still, ganz still!

Wir sitzen ganz still unter den Rosen, damit die fremde Frau uns nicht sieht.

Die Rosen umschlingen uns! Wir können nicht mehr hinaus!

Wir sind eingemauert in Rosen.

*

Lasset uns Tempel bauen!

Tempel aus strahlendem Marmor, mit goldenen Bildnissen zwischen funkelnden Säulen in schimmernden Hallen.

Welches aber ist die glanzvolle Gottheit, die wir darin anbeten wollen?

Die irdische Liebe!

Sie ist die höchste Gottheit.

Sie stillt Thränen und Blut, gibt Schlaflosen Schlaf, Friedlosen Frieden. Sie macht Weinende lächeln und Sterbende leben. Und sie bringt um den Verstand.

Darum ist es die höchste Gottheit!

Denn es gibt nichts Barmherzigeres unter der Sonne: also nichts Göttlicheres, als was die Menschen um den Verstand bringt. Wer keinen Verstand hat, kann nicht denken. Und wer nicht denkt, kann nicht leiden. Und wer nicht leidet, ist selig. Und wer selig ist, ist ein Gott.

Lasset uns leuchtende Tempel bauen der gütigen barmherzigen Gottheit, die uns arme leidende Menschen um den Verstand bringt!

*

Ich wurde noch kein Gott; denn ich fühle noch — leide noch.

Ich fühle in meinem dunklen Gehirn die bohrenden nagenden fressenden Ameisen, fühle in meinem Haupt den eisigen wilden Wind und in meiner unsterblichen Seele die ewigen Erinnerungen.

Droben auf Tusculum war's, in dem kleinen Hause mit den eingemauerten Marmorleibern. Wir standen vor der Schwelle des Paradieses und wagten nicht, sie zu überschreiten. Es war eine schwüle wollüstige, von Düften durchströmte Sommernacht. Ueber dem Kreuz von Tusculum stieg ein Gewitter auf und sie fürchtete sich.

Ich habe aber niemals eine Frau geküßt, die in meinen Armen gebebt hat. Ich war immer sehr stolz.

Also sagte ich ihr:

„Wenn du dich fürchtest, will ich fort. Laß mich fort! Ich kann nicht länger allein mit dir sein; und — du fürchtest dich.“

Und ich wollte fort!

Da hielt sie mich zurück.

Warum that sie's, wenn sie mich nicht —

Unter Blitz und Donner überschritten wir die Schwelle. Auf meinen Armen trug ich sie ins Paradies hinein.

Und wir wurden schuldig.

*

Kann eine Frau aus Mitleid Priesterin und Bacchantin zugleich — zugleich Göttin und Dirne sein?

Einmal wünschte sie sich: bald, recht bald zu sterben, nur damit unser Glück kein Ende nehmen sollte. Sie hatte ein kleines wunderhübsches Pistol, mit dem sie spielte, wie Kinder mit Blumen spielen. Sie zeigte es mir, lachte und sagte lächelnd:

„Was meinst du, Lieber? Nur ein Druck und —“

Und jetzt!

*

Die fremde Frau bewacht mich Stunde für Stunde, belauert mich Schritt auf Schritt.

Ich weiß, sie hält mich für verrückt und möchte mich aus dem leuchtenden Hause fortschaffen in ein anderes enges und dunkles. Sie fängt es schlau an Aber ich bin noch schlauer, spiele den verständigen vernünftigen Mann. Wie es scheint, läßt sie sich täuschen; denn sie schüttet noch immer jeden Tag frische Blumen über den Tisch, trägt immer noch helle Kleider und lächelt mich an. Habe ich sie erst ganz, ganz sicher gemacht, so entwische ich ihr.

Ich weiß auch schon, wie und wohin.

*

Ich habe sie so gut getäuscht, daß sie mich wieder reiten läßt. Jeden Tag reite ich hinauf nach Tusculum. Wenn ich das kleine Haus aufschließe, strömt mir ein wundersamer schimmernder Duft entgegen.

Der Duft ist sie!

Sie ist in jedem Stein, jedem Geräte, jedem Dinge.

Ich werfe mich auf den Boden und atme sie, sauge sie ein.

Der Duft tötet die Ameisen in meinem Gehirn, beschwichtigt den Wintersturm in meinem Haupte, schläfert mein Leiden ein.

Ich sitze vor dem kleinen Hause unter dem eingemauerten Frauenhaupte und warte.

Ich warte darauf, daß der Ginster wieder blüht . . .

Wenn dann um den Vivianen-Fels die goldigen duftenden Flammen flattern, kommt sie und küßt mich wieder auf den Mund.

Dann werde ich ein seliger Gott sein.

*

Als ich gestern den Park meines Capuas durchstreifte, sah ich die fremde Frau, die mich wieder verfolgte. Die großen weißen Hunde spielten um sie wie Mäuselein. Da faßte mich eine heilige Wut; denn was hatten die weißen Hunde mit der fremden Frau zu schaffen? Auch sie sollten warten, auch sie sich vor Sehnsucht nach der Herrin verzehren, die treulosen Bestien!

Ich schlich zurück ins Haus, lockte die Meute von der fremden Frau fort, hinauf an den Cypressenteich und hielt blutiges Gericht über die gemeinen Hundeseelen. Zwei von den Bestien traf ich mitten ins Herz. Die dritte flüchtete sich zu der fremden Frau, die mir nachgeschlichen kam und den Verräter mit ihrem eigenen Leibe schützte. Vor meinen Augen schwamm ein flammendes Abendrot, so daß ich vor Gluten nichts mehr sehen konnte. Sonst hätte ich auch das dritte weiße Mäuslein gerichtet.

*

Alle Dinge wachsen und wachsen!

Selbst die Blumen schießen bis zum Himmel empor.

Ich kann mich zwischen den gewaltigen Blütensäulen gar nicht mehr regen.

Die Menschen haben Riesenleiber. Ihre Stimmen dröhnen, daß es mir durch Mark und Bein gellt. Nur die fremde Frau in ihren lichten Gewändern lächelt noch immer, obgleich sie dabei blutige Thränen weint.

Sie weint ein blutiges Meer, darauf ihr Lächeln wie eine bleiche Blume schwimmt.

Die Campagna behängt sich für mich mit Geschmeide. An ihrem Leibe leuchten Juwelenfelder. Wenn die Sonne untergeht, fluten Rubinen auf sie herab.

Heute sprachen in meinem Zimmer die Genien mit mir. Von den Wänden flatterten sie zu mir nieder, häuften alle ihre Blumen um mich zusammen, rauschten mit ihren weißen und blauen Fittichen wie ein Flug schimmernder Vögel um mein Haupt und sangen mir zu:

Vor vielen vielen hundert Jahren hätte ich schon einmal in der Villa Falconieri gelebt. Ich hätte ein leuchtendes Gewand getragen, hätte strahlende Locken gehabt, einen Rosenkranz auf dem Haupte und wäre in Schönheit dahingeschritten . . .

Nur die Frühlingsgöttin bleibt immer noch stumm und will mir von ihrem ganzen Lenz nicht ein einziges Knösplein abgeben.

*

Ich erlebe Wunder, Wunder!

Ich arbeite, dichte!

Jeden Tag schreibe ich ein Werk!

Die Gedanken kommen über mich wie Föhnssturm, rauschen und brausen.

Und jeder Gedanke wird zur Gestalt.

Ich schaue eine Fülle von Gesichten.

Es drängt und wogt herbei.

Immer mehr und mehr!

Um mich ist ein Gewimmel von Geschöpfen — von **meinen** Geschöpfen!

Sie sprechen zu mir, sind Geist von meinem Geist, nennen mich ihren Herrn und Meister.

Ich dichte — dichte — dichte!

Es geht so leicht, wie ein Vogel fliegt.

Also habe ich mir doch noch Unsterblichkeit errungen!

*

Ich diene keiner Gottheit Lohnes willen.
Vom Flammenpurpur laß ich mich umhüllen
Und meiner Seele heißes Sehnen stillen.

Nicht folge ich dem Gottessohn, dem blassen!
Die Siegespalme will ich freudig lassen,
Mit beiden Händen nach den Dornen fassen.

*

Es duftet nach weißen Lilien!

Allüberall weiße Lilien!

Sogar aus dem Haupte von Michel Angelos Sterbendem wachsen sie auf.

Und aus meinem Herzen.

Ihr Duft erstickt mich.

Hilfe!

*

Wie gut! O wie gut das thut!

Ich leide nicht mehr, ich fühle nichts mehr. Dabei keine Spur von Wahnsinn.

Heute habe ich sogar meine Grabschrift gemacht — eben weil ich lange, lange so selig leidlos leben will. Wer einst meine Grabschrift liest, wird darauf schwören, daß ich bei gesunden Sinnen gewesen. Ich las sie Michel Angelos Sterbendem vor und der war auch meiner Meinung.

Grabschrift für den vergessenen Dichter Cola Campana.

Er gab zu sehr sein Herz, sein lebensheißes,
Sein übervolles! Uebervoll an Sehnsucht
Nach andrer Herzen liebensmächt'gem Schlage;
Gewaltigen Verlangens übervoll,
Hinaus zu jubeln alle seine Wonnen,
Hinaus zu stöhnen seine ganze Qual.
Der Mensch genügte nicht — die Menschheit wollt' er!
Sie sollte lächeln, wenn er lächelte,
Sie sollte Thränen haben, wenn er weinte,
Und ihm für sein Herz geben von dem ihren.

Es will die Welt von deinem Herzen nichts;
Und drängst du's ihr gewaltsam auf — sie nimmt's
Und wirft es wieder hin und läßt's zertreten.

Du, heil'ge Erde, öffne deinem Sohn
Den mütterlichen Schoß, und spend' dem Müden
Das höchste Gut des Lebens: Grabesfrieden ...

*

Dabei fällt mir Maria ein —
Ich kenne sie! Plötzlich erkenne ich sie!
In ihrer ganzen himmlischen Güte steht sie vor mir.
Auch Maria will ich die Grabschrift schreiben, damit auch Maria noch ein langes Leben habe.
Auf ihrem Grabstein soll zu lesen stehen:

Maria.

Sie, die hier ruht, war gütig wie der Tag.
Ihr leuchtend Leben kannte nur die Schatten,
Die den umdunkelten, den sie geliebt,
Wie lichte Geister arme Seelen lieben.
Ich riß in meine Nacht sie. ... Ihren Glanz
Vermochte erst die Finsternis zu löschen,
Die feierlich sie hier umfängt. Sie war
Ein starkes Weib und zartes Kind zugleich.

Die Trösterin war sie, der Hort des Mannes,
Der auf der Welt nur eine Stätte fand,
Weil sie dort weilte. 's war kein Tag zu trüb',
Daß ihre Stimme nicht wär' hell ertönt,
Dem Vogel gleich, der in den Zweigen wohnt
Und auch bei Sturm sein Liedlein eifrig singt.
Sie hätte sterbend leise leis' gesungen,
Damit ihr Gatte denken sollt': sie leb' noch!

Was andre erst in sel'gen Höhen werden:
Des Himmels Engel, war sie schon auf Erden.

*

In meinem Kopfe wird es heller und immer heller!
Evoë Phöbus Apollon!
In meinem Kopfe geht die Sonne auf.
Tag!

*

Ich lag in meinem lieben Zimmer, war eingeschlafen und träumte.

Im Traume kam meine erste Liebe zu mir. Sie leuchtete wie der Morgen. In ihrem Strahlenkleide trat sie zu mir und küßte mich leise leise auf die Stirn.

Ich erwachte.

Und siehe! Aus dem rosigen Gewölk schwebte die Frühlingsgöttin zu mir nieder. Sie griff in den Korb voll Blüten, den ein Engel ihr hinreichte, nahm eine weiße Narzisse heraus, warf sie auf mich, lächelte und sprach:

„Frühling! Frühling!"

Da erstand mein Geist vom Tode.

*

Ich bin aufgestanden, habe dieses letzte niedergeschrieben, schreite jetzt hinaus aus meinem leuchtenden Hause in die feierliche schweigende Nacht.

Die Prinzessin von Sora

an die

Herzogin Vere de Vere

London, Vere-House, England.

Cannes.

Heute abend las ich im „Figaro" die Depesche:

Er ist mit dem Pferde verunglückt.

Auf Tusculum, von dem Felsen unter dem Kreuz ist er abgestürzt!

Man spricht von Selbstmord bei unheilbarer geistiger Störung.

Ich weiß es besser:

Der Ginsterzauber hat ihn herabgeholt!

*

Dreimal las ich die Depesche. Zuletzt las ich sie mit lauter Stimme mir selber vor.

*

Noch immer fühlte ich nichts ...

*

Dann klingelte ich meiner Kammerfrau.

Ich ließ mich zum Diner ankleiden. Zu meiner Toilette nahm ich seine Lieblingsblumen: weiße Narzissen.

Wir speisten bei meinem exotischen Prinzen.

Ich saß neben Seiner Kaiserlichen Hoheit, sah sehr schön aus und wurde sehr bewundert. Nie in meinem Leben war ich so liebenswürdig.

Man sprach auch von seinem Tode.

Ich erzählte, daß wir vor einem Jahre Nachbarn waren und daß ich ihn gekannt hatte.

Und noch immer fühlte ich nichts!

Ich dachte, wenn du jetzt plötzlich sagen würdest:

„Ich war seine Geliebte. Ich brachte ihn um den Verstand. Ich jagte ihn in den Tod!"

Es hätte Sensation gemacht . . .

Aber ich schwieg. Ich war feige.

Nach zehn Worten sprach man von etwas anderem.

Er war abgethan.

Mein Ruf ist wirklich tadellos! Niemand ahnt etwas.

Ich kann in Ehren die Ehrendame der gestrengen und tugendhaften Königin sein.

*

Mein junger Held von damals war gleichfalls bei dem Diner. Sein Blick verschlang mich. Sein Blick fragte mich unaufhörlich:

„Ist es denn noch immer nicht Zeit?"

Nach dem Diner machte er mir eine rasende Erklärung. Er sagte mir, daß er sich töten müßte, wenn ich ihn nicht erhörte. Ich nahm seine „große Leidenschaft" sehr heiter auf.

Dann nach Hause, dann allein!

Hätte ich in meinem Herzen nur ein leises Zucken gefühlt! Oder — da ich kein Herz habe — eine ganz leise Regung meines Gewissens . . . Eine sehr, sehr starke Dosis Morphium wäre so leicht zu nehmen gewesen.

Aber ich fühlte nichts — nichts — nichts!

Also bleibe ich leben.

*

Ich werde in meinem Leben noch viel geliebt werden; aber nie wieder so, wie von ihm.

*

Unsere Zeit kommt mir so erbärmlich klein vor, daß es mir groß erscheint, durch eine Leidenschaft den Verstand zu verlieren und zum Selbstmörder zu werden.

*

Du schreibst mir nicht mehr? Du kannst mir also nicht mehr verzeihen?

Nun wohl, wohl, wohl!

Eine letzte Bitte, ehe ich abreise: nach Rom, zur Königin.

Packe meine sämtlichen Schreibereien zusammen und sende sie unter der beigegebenen Adresse nach Deutschland. Der Mann ist sein einziger Freund. Er soll ein Dichter sein. Gewiß wird auch er mich verdammen. Aber vorher will ich ihm sagen — zuschreien will ich ihm:

„Ich bin ja das eingemauerte Weib oben auf Tusculum! Das Weib mit den vor Entsetzen aufgerissenen Augen, mit dem Todesschrei auf den Lippen! Seht ihr denn nicht, wie meine arme Seele sich krümmt und windet in Qualen, um dem gräßlichen Gestein zu entrinnen? Um Gottes Barmherzigkeit willen, seht ihr nicht, daß es mich umklammert hält wie mit Grabesschollen?"

Mitleid!

Ich bin lebendig eingemauert!

Eingemauert in meine eigene Natur . . .

Herr Richard Voß
an
Frau Melanie Voß

Berchtesgaden, Villa Bergfrieden,
Deutschland.

Villa Falconieri, 15. Mai.

Und so schritt er denn aus seinem „leuchtenden Hause" hinaus in die feierliche schweigende Nacht ...

In der Halle war Maria.

Als sie sein stilles verklärtes Gesicht sah, wußte sie sogleich: jetzt wird er's an sich vollbringen!

Sie hatte darauf seit Monaten gewartet.

Die Aerzte hatten ihr gesagt, daß es Gehirnerweichung wäre, daß das Ende noch lange, lange ausbleiben könnte, daß er unmenschlich litt.

Sie hatte sich geweigert, ihn in eine Anstalt überführen zu lassen, hatte seit Monaten die treuesten Wärter- und Wächterdienste gethan, hatte seit Monaten auf die Erlösung geharrt, heimlich darauf gehofft.

Mit eigener Hand hatte sie für ihn den Schlaftrunk bereitet.

Aber er glaubte sich von der „fremden Frau" verfolgt und seines Lebens bedroht. Er wollte die Erlösung aus ihren Händen nicht annehmen.

Jetzt brachte er sie sich selbst.

Endlich!

Seit dem Tage, wo die geistige Nacht für ihn begonnen hatte, war Maria die „fremde Frau" gewesen. Jetzt erkannte er, daß es Maria war: in seiner letzten Stunde erkannte er sein Weib.

Er ging zu ihr, sah sie mit stillem Lächeln lange an, küßte sie auf die Stirn und sagte leise:

„Liebe liebe Maria!"

In diesen letzten drei Worten, die er zu ihr sprach, war sein ganzes zwanzigjähriges Leben mit ihr enthalten. Und es lag in diesen letzten drei Worten inbrünstiges Flehen um ihre Vergebung und zugleich glühender Dank für ihr Liebesopfer, das reumütige Bekenntnis seiner Schuld und zugleich die jubelnde Erkenntnis der Wahrheit:

Du bist auf Erden meine himmlische Liebe gewesen!

Dann ging er, sattelte selbst sein Pferd und ritt davon: am Cypressenteich vorbei, zum hinteren Parkthor, bei der Villa Mondragone hinaus.

Maria begab sich in sein Zimmer.

Auf dem Schreibtische lagen die Papiere, die ich Dir mit diesem Briefe schicke.

Maria las alles.

Der einzige Gedanke, dessen sie sich fähig fühlte, war: ‚Erlöst! Bald wird er von allen Leiden erlöst sein!'

Seine Aufzeichnungen lesend, blieb sie in seinem Zimmer, bis der Tag graute. Als es im Kapuzinerkloster zur ersten Andacht läutete, ging sie hinaus, um die Knechte nach ihm auszuschicken.

Da sagten ihr die Leute:

„Der Herr muß im Hause sein! Wir sahen ihn soeben erst. Er ging um die Villa."

Maria eilte in den Stall. Aber das Pferd war fort. Man suchte im Hause, im ganzen Park. Aber er war nicht da. Die Knechte liefen zu den Thoren und fanden sämt-

liche Eingänge bis auf das hintere Parkthor verschlossen. Dieses Thor stand weit offen. Aber die Knechte fanden nirgends die Spuren, daß das Pferd zurückgekehrt wäre.

Und doch hatten sie den Herrn vor einer Viertelstunde um die Villa gehen sehen!

Maria berief die Leute und hielt ein förmliches Verhör.

Wer hatte den Herrn gesehen?

Es waren vier Personen gewesen: der Inspektor, der die Leute weckte; der Oberknecht, der die Pferde fütterte; einer von den Ochsenjungen und ein Gärtner.

Diese vier Personen hatten sich zur nämlichen Zeit an verschiedenen Stellen beim Hause befunden. Und alle hatten den Herrn gesehen, wie er, aus der Halle tretend, durch das Löwenportal in den Hof gegangen war; und aus dem Hofe nach der hinteren Seite der Villa.

Er war langsam, langsam gegangen, ohne stehen zu bleiben und sich umzuschauen.

Jeder von den vieren hatte ihn gegrüßt.

Aber er hatte keinen Gruß erwidert, worüber jeder erstaunt gewesen war; denn der Graf liebte seine Leute, wie er von ihnen geliebt wurde.

Wann war das gewesen?

Grade als sie bei den Kapuzinern den Morgen einläuteten.

Also um vier Uhr.

Jetzt war's halb fünf.

Wo war der Herr zuletzt gesehen worden?

Als er in den Hof getreten war, von dessen Mauerrand der große weiße Rosenstrauch herabhing.

Da kam ein Hirt gelaufen und schrie:

„Auf Tusculum unter dem Kreuz liegt der Graf mit dem Pferde! Das Pferd ist gräßlich zerschmettert. Der Herr liegt da, als schlafe er nur.“

Als der Mann den Toten gefunden, war er noch warm gewesen. Bei den Kapuzinern hatten sie grade den Morgen eingeläutet.

In Frascati soll über den Vorfall eine notarielle Urkunde aufgenommen werden. Es gibt eben mehr Dinge zwischen Himmel und Erde —

Hier hat das Volk einen Aberglauben, in dem ein tiefer Sinn liegt: Dem Menschen sei die Macht gegeben, in der ersten Stunde nach seinem Tode noch einmal die Stätte zu umschreiten, die ihm auf Erden die liebste gewesen.

Und so umschritt denn unser Freund im Tode noch einmal sein liebes leuchtendes Haus . . .

Auf allen Wegen rings um Tusculum fand man die Spuren seines Pferdes. Er muß also die ganze Nacht durch geritten sein. Als der Morgen graute, lag nach Aussagen der Hirten ein wogendes Nebelmeer um den Gipfel. Aus dem dichten Dunst ragte nur das Kreuz auf.

Er sprengte mitten in das Gewölk hinein und in die Ginsterblüte hinunter.

*

In seinem heiteren Frühlingszimmer bahrten wir ihn auf. Michelangelos sterbender Sklave stand zu seinen Häupten; die beiden kleinen Genien ließen bunte Blütengewinde über ihn niederhängen und die holde Frühlingsgöttin schien ihren ganzen Lenz auf ihn herabzustreuen.

Du glaubst nicht, wie friedlich und feierlich er aussah! Und so jung! Fast wie ein Jüngling.

Gestern nacht begruben wir ihn an einem Platz, den er sehr geliebt hat. Er liegt zwischen den beiden hohen Pinien, die, wenn man über die Villa Rufinella nach Tusculum hinaufsteigt, nahe beim Amphitheater dicht am Wege stehen.

Hier ruht er hoch über der Campagna und dem Molarathal, angesichts des Cavo und des Landes der Aeneide. Man sieht die schönen alten Bäume, die seine Ruhestätte bewachen, von Rom sowohl wie von Tivoli aus.

Es ist ein wahres Königsgrab — Nein!

Es ist ein echtes Dichtergrab!

Sein Begräbnis sollte in aller Stille stattfinden; aber er hatte ein Leichengefolge wie ein toter Volksmann oder

ein Märtyrer. Von weither kamen die Landleute herbeigeströmt.

Jetzt treffen aus allen Städten Italiens Deputationen mit Kronen und Kränzen ein.

Sie kommen zu spät.

*

Villa Falconieri, am 30. Mai.

Italien ehrt seine Toten.

Gestern abend fand in Rom im Nationaltheater für unsern stillen Freund eine großartige Feier statt. Sein „Frühling" wurde aufgeführt. Die kleinste Rolle war durch einen ersten Künstler besetzt.

Der Eindruck war ein ungeheurer.

Assunta Neri spielte, wie man sie nie zuvor spielen gesehen hatte. Sie war keine Schauspielerin; sondern eine Priesterin. In einem Tempel stand sie vor versammeltem Volke und verkündete allem Volke das Evangelium von der erlösenden Liebe des Weibes.

Ich saß in einer Loge bei Maria, deren hohes Lied heute gesungen wurde.

Denn Maria hat der Tote gemeint und nicht Viviane.

Ich sah die Prinzessin.

Sie kam mit der Königin, die wie sämtliche Damen in Schwarz erschien. Ich konnte das Gesicht der neuen Ehrendame deutlich erkennen. Es war bleich wie weißer Marmor und von der Holdseligkeit einer Melusine.

Die Prinzessin blickte immerfort zu Maria hinüber. Sie war so gespenstisch regungslos, daß es im Hause Aufsehen erregte.

Nach Schluß der Vorstellung ging der Vorhang noch einmal in die Höhe. . . . In einem Blütenhain war unseres Freundes Büste aufgestellt; und bei den Klängen des Beethovenschen Trauermarsches legten die Künstler Lorbeer vor seinem Bilde nieder.

Nur Assunta Neri that es nicht.

Das Publikum erhob sich von den Sitzen ...

Ich wurde dann in die Loge der Königin berufen, die gut und klug mit mir über den Verstorbenen sprach. Sie ließ mich ihren Damen vorstellen. Die Prinzessin wollte mir die Hand reichen; aber wie gelähmt sanken ihre Arme herab. Sie wollte mit mir sprechen; aber um ihre Lippen zuckte es wie um den Mund eines Kindes, das sich mühsam der Thränen enthält. Stumm sah sie mich an.

Es war ein trostloser Blick.

Maria umarmt Dich mit Schwesterliebe. Ich begleite sie morgen nach Brindisi, wo sie sich für Afrika einschifft: in der italienischen Armee ist der Typhus ausgebrochen. Vielen wird sie Trost und Hilfe bringen.

Das ist auf Erden ihr Amt!

*

Ein Letztes von dem Toten und seinem „leuchtenden" Hause.

Dieses verfällt und verödet mehr und mehr.

Unkraut wuchert auf den Wegen, der Cypressenteich versumpft, die Rosen vor der Villa sind wieder Wildnis geworden. Verwüstet liegt das „Zaubergärtlein". Die Sarkophage in der Villa Taverna wurden an den Meistbietenden verkauft.

Nur Marias weißer Rosenstrauch blüht von Jahr zu Jahr herrlicher über der jetzt vollständig zertrümmerten Bildsäule des antiken Nymphäums. Auf dem Grunde des Hofes fand ich noch in diesem Jahre einen von den „hunderttausendmal hunderttausend" Briefen, die der arme Wahnsinnige geschrieben und durch die Winde hat verstreuen lassen.

Auf dem Zettel stand mit großen festen Buchstaben:

„Die himmlische Liebe ist doch die höchste Liebe!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Fremde, der in einer schönen Mondnacht durch das Falkenthor eingeht, den schimmernden Oelwald durchschreitet, durch das zweite hohe Portal in die feierlichen Schatten der Steineichen tritt und weiter wandelt — vor diesem liegt plötzlich die Villa Falconieri in solchem magischen Glanze, daß er gewiß begreift, warum sie noch immer das „leuchtende" Haus ist.

Er, der dieses Haus seine leidenschaftlichste und zugleich glücklichste Liebe genannt hat, erhielt die selbstverfaßte Grabschrift, und an die Felswände unter dem Kreuz von Tusculum haben Hirten eine kleine Gedenktafel gestiftet.

Sie ist aus weißem Stein und zeigt in schlichtem Bilde die Gestalt der göttlichen Jungfrau. Darunter steht geschrieben:

„Maria, bitte für ihn!"

Ende.

Diana Barrington. Von B. M. Croker. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Der reine Thor. Von Karl v. Heigel.
Ein Kirchenraub. — Junge Liebe. Von H. Pontoppidan. Aus dem Dänischen.
Die Könige im Exil. Von Alphonse Daudet. Aus d. Französ. 2 Bände.
Die verhängnisvolle Phryne. Von F. C. Philips u. C. J. Wils. Aus dem Englischen.
Sergius Panin. Von Georges Ohnet. Aus d. Französischen. 2 Bände.
Achtung Schildwache! und andere Geschichten. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen.
Salonidylle. Von H. Rabusson. Aus dem Französischen.
Mr. Potter aus Texas. Von A. C. Gunter. Aus dem Engl. 2 Bände.
Ein gefährliches Werkzeug. Von D. C. u. H Muray. Aus d. Engl.

Siebenter Jahrgang.

Preisgekrönt. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
Die Seele Pierres. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Zum Kinderparadies. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Imogen. Von Hamilton Aïdé. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Port Tarascon. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Ein Mann von Bedeutung. Von Anthony Hope. Aus d. Englischen.
Ohne Liebe. Von Fürst Galitzin. Aus dem Russischen. 2 Bände.
Die Erbin. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Die kühle Blonde. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Mein Pfarrer u. mein Onkel. Von Jean de la Brète. Aus d. Französ.
Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen. Von Rich. Voß.
Oberst Quaritch. Von H. Rider Haggard. Aus dem Engl. 2 Bände.
Noras Roman. Von Emil Peschkau.
Auf Vorposten und andere Geschichten. Von F. de Renzis. Aus dem Italienischen.
Versiegelte Lippen. Von Léon de Tinseau. Aus d. Französ. 2 Bände.
Aus den Papieren eines Wanderers. Von Jeffery C. Jeffery. Aus dem Englischen.
Mein Onkel Scipio. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wie's im Leben geht. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Verhängnis. Von F. de Renzis. Aus dem Italienischen.

Achter Jahrgang.

Irgend ein Anderer. Von B. M. Croker. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge. Von Julien Gordon. Aus dem Englischen.
Künstlerehre. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
In frischem Wasser. Von Helene Böhlau. 2 Bände.
Die geprellten Verschwörer. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Daphne. Nach A Diplomat's Diary von Julien Gordon, deutsch bearb. von Friedrich Spielhagen.
Ein Genie der That. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Mischa. Von Marguerite Poradowska. Aus dem Französischen.
Der Thronfolger. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
Im Reisfeld. — Ohne Liebe. Von Marchesa Colombi. Aus d. Ital.
Eine Künstlerin. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Miß Niemand. Von A. C. Gunter. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Marienkind. Von Paul Heyse.
Schwarzwaldgeschichten. Von Hermine Villinger.
Jack. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der schwarze Koffer. Aus dem Engl.
Der Affenmaler. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Schwer geprüft. Von J. Masterman. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Neunter Jahrgang.

Im Schuldbuch des Hasses. Von G. Ohnet. Aus d. Französ. 2 Bde.
Meine offizielle Frau. Von Col. Richard Henry Savage. Aus d. Engl.
Sein Genius. Von Claus Zehren.
Ein Zugvogel. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Violette Merian. Von Augustin Filon. Aus dem Französischen.
Fräulein Kapitän. Eine Eismeergeschichte von Max Lay.
Ein puritanischer Heide. Von Julien Gordon. 2 Bände. Aus dem Englischen.

Das Stück Brot und andere Geschichten. Von François Coppée. Aus dem Französischen.
In der Prairie verlassen. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Zwischen Lipp' und Kelchesrand. Von Charles de Berkeley. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mein erster Klient und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Auf steinigen Pfaden. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Heimatlos. Von Hector Malot. 3 Bände. Aus dem Französischen.
Baronin Müller. Von K. v. Heigel.
In guter Hut. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Das Kind. Von Ernst Eckstein.
Das Haus am Moor. Von Florence Warden. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen.
Des Seemanns Tagebuch. Von Gustave Toudouze. Aus dem Französ.

Zehnter Jahrgang.

Das Geheimnis des Hauslehrers. Von Victor Cherbuliez. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Das wandernde Licht. Von Ernst von Wildenbruch.
Einer alten Jungfer Liebestraum. Von Alan St. Aubyn. Aus dem Englischen.
Schatten. Von Ossip Schubin.
Unerwartet. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Ein Opfer. Von Karl E. Franzos.
Die Möwe. Von Zacharias Nielsen. Aus dem Dänischen. 2 Bände.
Geopfert. Von George Simmy. Aus dem Französischen.
Unheimliche Geschichten. Von Dick-May. Aus dem Französischen.
Margarete und Ludwig. Von Frieda Freiin von Bülow. 2 Bände.
Die Herzogstochter. Von Mrs. Oliphant. Aus dem Englischen.
Briefe aus meiner Mühle. Von Alphonse Daudet. Aus d. Französ.
Erinnerungen einer Schwiegermutter. Von George R. Sims. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Lou. Von Alexander Baron von Roberts.
Hof Gilje. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Don Cirillos Hut. Von Emilio de Marchi. Aus d. Italienischen. 2 Bde.
Jean von Kerdren. Von Jeanne Schultz. Aus dem Französischen.
Unter Bauern. Von Hermine Villinger.
Prinz Schamyls Brautwerbung. Von R. H. Savage. Aus dem Engl. 2 Bände.

Elfter Jahrgang.

Das Recht des Kindes. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.
Ein schlechter Mensch. Von A. von Gersdorff.
Mademoiselle. Von F. M. Peard. Aus dem Englischen.
Kosmopolis. Von Paul Bourget. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Eine schnurrige Geschichte. Von Frank R. Stockton. Aus d. Engl.
Die wahren Reichen. Von François Coppée. Aus dem Französischen.
Simson und Delila. Von Annie Bock. 2 Bände.
Die gelbe Rose. Von Maurus Jókai. Aus dem Ungarischen.
Verloren. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Zwei Herren. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Eine Schultragödie. Von Edmondo de Amicis. Aus dem Italienischen.
Schiffe, die nachts sich begegnen. Von Beatrice Harraden. Aus d. Engl.
Susi. Von Friedrich Spielhagen. 2 Bände.
Tim. Aus dem Englischen.
Frauen. Von Anna Munch. Aus dem Norwegischen.
Die alte Geschichte. Von Charles de Berkeley. Aus d. Französ. 2 Bde.
Der Sänger. Von Karl v. Heigel.
Möblierte Wohnungen. Von George R. Sims.
Tante Anna. Von W. K. Clifford. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Zwölfter Jahrgang.

Die Erbschleicherinnen. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.

Wolzogen entfaltet auch in diesem neuen Roman die Eigenschaften, die ihn zum ausgesprochenen Liebling der deutschen Lesewelt gemacht und seinen früheren Schöpfungen eine so enorme Verbreitung verschafft haben: sprudelnden Humor und eine überaus frische, naturwahre Schilderung von Menschen und Dingen.

Der Kameenknopf. Von Rodrigues Ottolengui. Aus dem Englischen.

Eine ungemein geschickt erzählte, spannende Detektivgeschichte, die man nicht aus der Hand legt, bis man zum Schluß und damit zur überraschenden Lösung des Geheimnisses gelangt ist.

Die Cigarette und andre Geschichten. Von Jules Claretie. Aus dem Französischen.
Mit der unnachahmlichen Leichtigkeit und Grazie der Franzosen erzählt der berühmte Verfasser seine fein beobachteten, den verschiedensten Lebensgebieten entnommenen Geschichten.

Dodo. Von E. F. Benson. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Der sog. Gesellschaftsroman pflegt sonst etwas langweilig zu sein, Dodo aber ist interessant von A bis Z und mitunter höchst ergötzlich. Die Heldin, eine Art Carmen der guten Gesellschaft, ist mit einer Lebendigkeit gezeichnet, die ein Porträt nach dem Leben vermuten läßt.

Die Brüder. Von Claus Zehren.
Mit diesem auf einem Schlachtfelde des deutsch-französischen Krieges beginnenden Roman hat der rasch zu Beliebtheit und Anerkennung gelangte Verfasser einen wirklichen Treffer gemacht. Die Handlung ist interessant und fesselnd, die Charakterzeichnung sicher und originell.

Pflichtgefühl. Von W. D. Howells. Aus dem Englischen.
Der berühmte Verfasser dieser allerliebsten Geschichte zählt zu den seltenen Autoren, die nichts veröffentlichen, was nicht den Stempel des echten Kunstwerks trägt, und der Leser, der ein Werk seiner Feder zur Hand nimmt, weiß im voraus, daß er etwas wirklich Gutes zu erwarten hat.

Revanche! Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
In seiner keck zugreifenden, lebensprühenden Darstellung schildert der beliebte Erzähler, der ein feiner Kenner der Franzosen und französischen Wesens ist, in diesem hochinteressanten Zeitbild die Einwirkung des Revanchegedankens auf das Schicksal einer Pariser Familie.

Pinsel und Meißel. Von Teodoro Serrao. Aus dem Englischen.
Ein fein empfundener Roman, der ohne jede Effekthascherei einen nachhaltigen Eindruck hervorbringt. Die wahre und lebendige Schilderung römischen Künstlerlebens verrät ein hochgestimmtes poetisches Empfinden, während die ergreifende Handlung dem Buche ein tiefes menschliches Interesse verleiht.

Schwere Frage. Von A. v. Gersdorff.
Zu den beliebtesten Nummern unsrer Sammlung zählt A. v. Gersdorffs „Ein schlechter Mensch". Dem vorliegenden Roman, einem phantasievoll gezeichneten, ergreifenden Lebensbilde, wird sicher eine ebenso warme Aufnahme zu teil werden.

Das Magdalenenhaar. Von Jean Rameau. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Kernige Naturmenschen sind es, die wir in diesem gediegenen Roman kennen lernen, dessen Schauplatz in den Pyrenäen liegt. Die Schilderung der erhabenen Gebirgswelt gelingt dem Verfasser nicht weniger als die Zeichnung ihrer originellen Bewohner.

Der Verkauf einer Seele. Von F. Frankfort Moore. Aus d. Englischen.
„Eine erquickende Geschichte und antiseptisch wie die See." Athenäum.

Wandelbilder. Von Richard Henry Savage. Aus dem Englischen.
Aus seinem wechselvollen Wanderleben bietet der rasch zu ungewöhnlicher Beliebtheit gelangte Verfasser hier einen bunten Strauß abenteuerlicher Geschichten, fesselnder Kulturbilder, die nicht nur durch ihren Schauplatz im „Wilden Westen", woher sie größtenteils stammen, sondern auch durch ihre Originalität und Naturtreue an Bret Harte erinnern.

Selbstgerecht. Von Friedrich Spielhagen. 2 Bände.
Ein Roman von großer dichterischer Kraft und tiefer Innerlichkeit, sowie reich bewegter und spannender Handlung, der sich den besten Schöpfungen des berühmten Meisters würdig anreiht.

Roman-Studien. Von Jerome K. Jerome. Aus dem Englischen.
Wer sich erheitern will, der greife zu diesem Buche, worin der geistreiche englische Humorist eine wahre Flut von ergötzlichen Einfällen über uns ausschüttet.

Jugendstürme. Von Karl Busse.
Der Roman Karl Busses, eines der berufensten Vertreter der neueren Strömung unserer Litteratur, behandelt ein originelles Problem mit ebensoviel Geist als dichterischer Kraft.

Eine Familienähnlichkeit. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
In ihrem so anziehenden behaglich-humoristischen Plauderton erzählt die beliebte Verfasserin der „Hübschen Miß Neville", der unsere Sammlung schon manche Perle verdankt, die Schicksale eines Aschenputtels, denen der Leser von Anfang bis zu Ende mit Interesse und Teilnahme folgt.

Verbotene Frucht. Von Henning van Horst.
So recht den Eindruck des Selbsterlebten macht diese ungemein lebendig erzählte, im deutsch-französ. Kriege spielende Geschichte, aus der wir lernen, daß damals nicht nur Kämpfe mit dem Schwerte, sondern auch schwere Herzenskämpfe zu bestehen waren.

Gold und Ehre. Von Otto M. Moeller. Aus dem Dänischen.
Ein wirklich gut geschriebener, phantasievoller Abenteuerroman in der Art der Jules Verneschen, der den Leser bis zum Schlusse in atemloser Spannung erhält.

Eine gelbe Aster. Von Iota. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Unser erster Eindruck war, daß „Eine gelbe Aster" zu den allerbesten Büchern zählt, die wir seit vielen Monaten gelesen haben, unser zweiter Eindruck aber, daß wir damit eher zu wenig als zu viel gesagt haben. Die Geschichte ist in der That vorzüglich und wirkt bei all ihrem Pathos und all ihrer Tragik geradezu erfrischend.
Westminster Gazette.

Voss, Richard,

Villa Falconieri die Geschichte einer Leidenschaft

Bd.: 2. Band

1896